1,60 DM / Band 203
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 32 / Frankreich F 4.40 / Italien L 900 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 1.90 / Schweden kr 5.- Lm. / Spanien P 70



Um Mitternacht am Galgenberg

John Sinclair Nr. 203

von Jason Dark

erschienen am 25.05.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Um Mitternacht am Galgenberg

So, wie Menschen geboren werden, entstehen auch Dämonen. Jeder hat einmal einen Anfang erlebt.

Nicht anders war es bei Izzi, dem Riesenwurm und Diener der Großen Alten. Er wurde zusammen mit Apep erschaffen, und beide hatten ihre Geburtsstätte im Schoß der Erde.

Während Apep von Dr. Tod vernichtet wurde, kehrte Izzi an die Stätte seines Entstehens zurück.

Es war der Galgenberg!

Es war für Fremde schon immer gefährlich gewesen, allein durch Korsika zu fahren, doch dem Reporter Ty Everett machte dies nichts aus. Er war ein Typ, der die Gefahr liebte. Man fand ihn dort, wo immer etwas los war. Ob im Libanon, wo er sich zwischen den kämpfenden Parteien bewegte und seine Frontberichte schrieb, ob in geheimer Mission in dem von den Russen besetzten Afghanistan oder in der Slumhölle der südlichen Bronx. Er hatte alles überstanden, und warum sollte er nicht auch Korsika überstehen, diese Insel zwischen Frankreich und Italien, auf der es in letzter Zeit zu Spannungen gekommen war?

Eigentlich war ihm Korsika noch zu mies gewesen, aber er besaß einen französischen Freund, der ihn gebeten hatte, etwas für ihn zu übernehmen. Und da Freundschaft viel bei Ty Everett zählte, konnte er einfach nicht ablehnen.

Es ging um Kidnapping. Korsische Banditen hatten es sich zur Angewohnheit gemacht, die Söhne und Töchter reicher Eltern zu entführen und hohe Lösegelder zu erpressen. Nur hatten sie bei Everetts Kumpel Pech gehabt. Entweder waren die Banditen nicht genug informiert worden, oder man hatte sie bewusst reingelegt. Die kleine Colette hatte ebenso wenig reiche Eltern wie Ty Everett. Sie war entführt worden, und der Vater sollte eine Million zahlen.

Die konnte er nie und nimmer auftreiben. Die Polizei hatte er aus dem Spiel gelassen, dafür Ty alarmiert, und der war nach Korsika gekommen.

Ty kannte Gott und die Welt. Unter anderem auch einen korsischen Bandenboss, der auf den Namen Jaques Carru hörte, tatsächlich aber nur »Der Tiger« genannt wurde. Ihn wollte Ty sprechen.

Normalerweise war es so gut wie unmöglich, an die Bosse heranzukommen. Sie saßen in sicheren Bergverstecken, aber Ty wusste da einige Tricks. Zudem war er kein Polizist, denn die wurden von den Banditen als Erbfeinde betrachtet.

Ty hatte viel gefragt. Besonders in den kleinen Bergdörfern war man auf ihn aufmerksam geworden.

Da hockte er stundenlang in den Bars und redete mit den Einheimischen. Die meisten wussten, wo sich die Banditen aufhielten. Ty Everett brauchte eigentlich nur zu warten, bis man ihm eine Nachricht brachte.

Es verging eine Woche. Der Reporter hatte sich in einem einfachen Bauerngasthof einquartiert. Genau am siebten Tag schob ihm jemand einen Zettel unter die Zimmertür, als Ty nicht anwesend war.

Die Nachricht klang gut. Jaques Carru wollte ihn sehen.

Er konnte sich noch sehr gut an die alten Zeiten erinnern. Allerdings wollte er nicht ins Dorf kommen, Everett sollte selbst zu ihm fahren. Carru hatte auch einen Treffpunkt angegeben. Unterhalb des

Galgenbergs, wo früher die Gehängten im Wind geschaukelt hatten, befand sich eine Kreuzung. Hier sollte Ty gegen Mitternacht warten.

Nun befand er sich auf dem Weg dorthin. Er fuhr einen Range Rover. Diesen Wagen brauchte er bei den schlechten Straßen schon. Von Asphalt hatten die Leute hier noch nichts gehört, Schotter gab es auch nicht, nur Staub und Schlaglöcher.

Im Sommer stöhnte die Insel unter der mörderischen Hitze. Im Winter jedoch war es kalt. Da fiel Wind von den hohen Bergen ins Tal. Er brachte Kälte mit, manchmal Frost und Schnee. Der Schnee lag zum Glück nicht auf der Straße. Es waren in diesem noch frischen Jahr schon Unmengen gefallen, allerdings weggetaut. Dafür konnte man die Piste als reine Matschfläche bezeichnen.

Vier dickprofilige Reifen wühlten den Dreck auf, als Ty dem Treffpunkt entgegenfuhr. Oft lagen Steine auf dem Boden. Sie wurden von den Rädern hochgeschleudert, klatschten gegen den Unterbau oder verschwanden irgendwo rechts und links im Gelände.

Abergläubisch war Ty Everett nicht. Ein Einheimischer wäre um diese Zeit nicht zu dem Treffpunkt gefahren, denn die Nähe des Galgenberges wurde sogar bei Tage gemieden. Es wohnten dort zwar keine Menschen, doch der Volksmund sprach von den Seelen der Erhängten, die keine Ruhe finden konnten und des nachts herumgeisterten. Sie würden jeden holen, der sich dem Geisterberg näherte, und eine uralte Sage sprach auch von einem unheimlichen Lebewesen, das seine Wohnstatt innerhalb des Berges gefunden haben sollte.

Den Namen wagte man überhaupt nicht auszusprechen, aber Ty Everett hatte in einem Heimatmuseum eine Abbildung des Wesens gesehen. In eine Steinplatte war dieses Ungeheuer eingraviert worden.

Ein gewaltiges, wurmartiges Geschöpf mit zwei Köpfen. Einmal mit einem Schlangenkopf und zum zweiten mit dem normalen Wurmkopf. Nach langem Hin und Her hatte der Reporter von dem Dorfgeistlichen auch erfahren, dass dieses Wesen Izzi genannt wurde.

Ty hatte gelacht. Ein seltsamer Name, doch der Pfarrer war ernst geblieben. »Izzi frisst die Seelen«, hatte er gemeint und sich stumm abgewendet.

Diese Geschichte ging dem Reporter während der Fahrt durch den Kopf. Er war viel in der Welt herumgekommen. Jedes Land, jedes Volk hatte seine eigenen Legenden, an die es glaubte. Weshalb sollten die Korsen da eine Ausnahme bilden?

»Meine Seele wird er nicht fressen«, murmelte der Reporter und schlug das Lenkrad ein wenig ein, weil eine weit gezogene Kurve auftauchte. »Die ist viel zu schwarz, die will selbst der Teufel nicht haben.« Er lachte gallig.

Der Weg stieg gleichzeitig an. Er schraubte sich förmlich in die Berge

hinein. Die Straße wurde noch schlechter und rutschiger. Große Steine prallten auch gegen das Schutzgitter des Wagens, das vom angebracht worden war und beide Scheinwerfer vor Steinschlag bewahrte.

Ty Everett gehörte zu den Menschen, die immer einen Scherz auf den Lippen hatten. Auch bei dieser schlechten Wegstrecke verging ihm das Grinsen nicht. »Und wirft das Gesäß auch Falten, wir bleiben doch die Alten«, sang er. Dabei lachte er…

Er hatte jetzt die Anhöhe erreicht. Der Weg buckelte noch einmal über eine hohe Kante, dann führte er normal weiter. Kein Gefälle mehr, kein Anstieg.

Everett stoppte. Der Motor lief mit einem leisen Blubbern aus. Der Reporter schaltete die Innenbeleuchtung ein und faltete die Karte auseinander. Im schwachen Schein der Lampe schaute er sich den Weg noch einmal an, den er zuvor mit einem Kugelschreiber rot markiert hatte.

Er hatte sich nicht verfahren, was in dieser Berggegend leicht möglich war. Und als er auf die Uhr schaute, da stellte er fest, dass er mindestens eine halbe Stunde vor dem vereinbarten Zeitpunkt eintreffen würde.

Mitternacht war festgelegt worden. Um Mitternacht am Galgenberg, dachte er. Klingt schon wie ein knackiger Aufreißer.

Ty Everett schaltete das Licht aus und schaute sich für einen kurzen Moment um.

Er befand sich ziemlich hoch in den Bergen. Fast 3000 Fuß. Sein Blick glitt über die weite Ebene, in die der Weg hineinstieß, und er sah auch an deren Ende die dunklen Schatten der Berge. Wie die Buckel von Nessie, dem Ungeheuer aus dem Gruselsee, sahen sie aus. Dahinter erhoben sich noch höhere Berge. Die meisten zeigten eine helle Kuppe. Schnee.

Es war ein wirklich schönes Bild. Der Himmel glänzte in einem dunklen Blau. Ein paar Sterne waren zu sehen. Sie lagen so verteilt, als hätte vor Urzeiten eine Riesenhand sie dort verstreut.

Everett öffnete das Fenster. Sofort spürte er den kalten Wind. Als hätte ihm jemand mit einer Scherbe ins Gesicht geschnitten, so fuhr er in das Innere des Range Rovers. Rasch kurbelte der Reporter die Scheibe wieder nach oben. Draußen lagen die Temperaturen jenseits des Gefrierpunktes, und wenn er nach vorn auf die Straße schaute, da sah er, dass der Matsch gefroren war und in den Rillen eine Eisschicht glitzerte.

Er startete. Die Reifen wühlten sich weiter. Allerdings fuhr Everett jetzt langsamer, er wollte in der Kälte nicht allzu lange warten. Bei Tageslicht hätte er den Galgen sicherlich schon sehen können, so aber dauerte es seine Zeit, bis sich das dunkle Gerüst auf der Kuppe des Berges vom Hintergrund abhob.

Der Galgen sah wirklich schaurig aus. Vor allen Dingen bei Dunkelheit. Ängstliche Gemüter konnten schon Angst bekommen, wenn sie ihn so vor sich sahen. Es fehlten nur die Schlingen, dann wäre alles perfekt gewesen.

Er stand auf der Kuppe eines Berges wie ein drohendes Mahnmal, als wollte er sagen: Komm mir nicht zu nahe!

Everett presste die Lippen zusammen. Das Grinsen wollte ihm nicht so recht gelingen, und als er dann nach vorn auf den Weg schaute, da tanzten geisterhafte Gestalten innerhalb der beiden Scheinwerferbahnen. Bei genauerem Hinsehen identifizierte er sie jedoch als lange, schleierhafte Nebelfetzen.

Der Wagen lief gut. Ärger hatte er nicht zu befürchten. Er zündete sich während des Fahrens eine Zigarette an und nahm den ersten Zug, als ein Mann auf die Fahrbahn taumelte. Er tauchte auf der rechten Seite auf, war noch einen Hang hinuntergerutscht und brachte einige Steine mit, die auf die Straße rollten und liegen blieben.

Der Mann konnte sich auch nicht halten. Er glitt mit beiden Füßen weg und fiel hin.

Der Reporter bremste. Dabei schüttelte sich der Range Rover wie ein störrischer Esel. Er bockte sogar noch, kleinere Steine spritzten unter den Rädern weg, dann stand er. Fast hätten die Reifen den auf dem Weg liegenden Mann noch erwischt. Eine Armlänge fehlte nur.

»Verdammt!« fluchte Ty und stieß die Tür auf. Zwei große Schritte brachten ihn bis vor die Kühlerhaube des Geländewagens, und er blieb stehen, um sich den Mann anzusehen.

Er lag halb aufgestützt auf dem Boden, schaute zu Ty Everett hoch und schien nicht verletzt, sondern nur erschöpft zu sein.

Everett bückte sich. »Verdammt, Junge«, sagte er. »Das hätte ins Auge gehen können. Bist du verletzt?«

»Nein.«

Ty streckte die Hand aus. »Los, komm, ich helfe dir hoch.«

Der Mann ergriff seine Rechte. Ty spürte die Schwielen in seinem Handteller. Dieser Knabe schien zu den Bergbauern zu gehören, die täglich hart arbeiten mussten. Jung war er nicht. Im Scheinwerferlicht erkannte Ty graues Haar. Es hing dem Mann wirr in die Stirn.

»Komm erst mal in den Wagen. Ich habe einen Drink bei mir. Der wird dir gut tun.«

Der andere nickte. Ty musste ihn stützen, als er ihn um die Kühlerschnauze schaffte. Danach verfrachtete er ihn auf dem Beifahrersitz. Erschöpft ließ sich der Mann zurückfallen.

»Wie heißt du?« fragte Everett.

»Patric.«

»All right, Patric, du bist zwar kein Landsmann von mir, aber ich habe mir sagen lassen, dass auch die Franzosen hin und wieder einen

guten Whisky trinken.«

»Ich bin Korse.«

»Auch das, Junge.« Ty öffnete die Klappe zum Handschuhfach. Es war ziemlich geräumig und enthielt außer einigen unentbehrlichen Dingen auch die Flasche. Ty schraubte sie auf und hielt sie dem Mann hin.

Dessen Finger zitterten. Dann setzte er die Flasche an und trank einen langen, gierigen Schluck. Everett schaute derweil durch die große Frontscheibe. Er sah den geheimnisvollen Galgen auf dem Hügel stehen und machte sich seine Gedanken.

Der Mann gab die Flasche zurück. »Merci!« sagte er schwer.

Der Reporter nickte. »Ist schon klar, Junge. Der Schluck hatte einfach sein müssen.«

»Sicher.«

Ty trank ebenfalls und schielte ihn von der Seite her an. »Hör mal, Kamerad, gehörst du eigentlich zu Carru?«

Der Mann zuckte zusammen. »Wer ist Carru?« fragte er zurück.

»Ach, tu doch nicht so. Carru ist derjenige, der mich sprechen wollte. Um Mitternacht am Galgenberg. So lautete unser Treffpunkt. Er wollte mir einen Mann schicken. Das bist du doch?«

»Ja.«

»Dann ist ja alles klar. Sollen wir fahren?«

Patric schüttelte den Kopf. »Nein, wir fahren nicht.«

»Und warum nicht?«

»Ich war da.«

»Wo?«

»Am Galgenhügel«, antwortete Patric mit schwacher Stimme. Seine Haut im Gesicht zuckte, die Augen hatten einen unruhigen Ausdruck. Er war sehr nervös oder ängstlich.

»Und was hast du da gemacht?« wollte Everett wissen.

»Ich habe ihn gesehen und sie.«

»Verstehe ich nicht.«

Patric hob den rechten Arm. »Der Galgenhügel ist verflucht«, flüsterte er. »Das ist ein verfluchter Berg, glaub mir. Ich würde an deiner Stelle nicht weiterfahren.«

Der Reporter nickte. »All right, habe verstanden. Soll das eine Warnung sein?«

»Ja.«

»Aber ich bin verabredet.«

»Fahr nicht hin, Mann. Ich warne dich. Der Galgenberg wird dich fressen. Er verschlingt dich. Das kannst du mir glauben. Ich meine es gut, fahr zurück.«

»Dann wird es der kleinen Colette wohl schlecht ergehen«, hielt Ty Everett dagegen. »Ich habe ihrem Vater versprochen, zu verhandeln.

Tut mir leid, Partner, nicht mit mir. Wir fahren jetzt.« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er schon den Zündschlüssel umdrehte und den Motor startete.

Patric krallte seine Finger in den Arm des Reporters. »Mach es nicht. Tu es nicht, wirklich nicht! Ich warne dich. Der Berg wird dich vernichten. Er vernichtet alle!«

»Ja, ja…«

Ty Everett wollte nicht auf seinen Besucher hören. Ihm sah das Ganze nach einer Falle aus.

Everett war ziemlich sauer. Er beschleunigte hart. An seiner linken Seite spürte er den beruhigenden Druck der Luger-Pistole. Wenn sie ihn überwinden wollten, dann mussten sie erst einmal die Waffe schaffen. Und Ty war ein Meisterschütze. In seinem Club zählte er zur Spitze.

»Kehren Sie um!« Beinahe flehend stieß Patric die Worte aus. Der Reporter hatte das Gefühl, als wäre das Gesicht seines Nachbarn in den letzten Sekunden noch faltiger geworden.

»Nein, ich bin verabredet.«

»Der Galgenberg wird Sie fressen.«

»Ach nein.«

»Da haust der Satan!«

Ty grinste. »Ich denke, der heißt Izzi oder so…«

»Monsieur, sprechen Sie den Namen nicht aus. Sind Sie wahnsinnig? Izzi wird Sie töten. Der Galgenberg gehört ihm. Nur seine Diener dürfen den Namen Izzi aussprechen.«

»Dann bist du also auch ein Diener«, stellte der Reporter fest.

»Wieso?«

»Du hast den Namen soeben ausgesprochen.« Ty kicherte.

»Ja, ich bin auch ein Diener.«

Everett drehte den Kopf. »Willst du mich ver…« Den Rest verschluckte er, denn seine Augen weiteten sich. Er achtete für einen Moment nicht auf die Fahrbahn, verriss das Lenkrad etwas und wäre fast in den Graben gefahren. Im letzten Augenblick nagelte er das Pedal der Bremse nach unten, der Range Rover rutschte noch ein wenig und stand.

Ty Everett hieb den Sicherheitsgurt los. Seine Hand raste zur Waffe. Er wollte die Luger ziehen, denn dies war nötig, weil der Mann auf dem Nebensitz kaum noch ein Mensch war, sondern ein Wesen des Schreckens.

Aus seinen Nasenlöchern, den Augen und dem Mund quollen zahlreiche Würmer…

***

Im schwachen Schein der Armaturenbeleuchtung sah der Mann noch

schauriger aus. Aber war dieser Patric wirklich noch ein Mensch?

Ty Everett riss die Augen weit auf. Er verstand in diesen Momenten überhaupt nichts mehr. Er, der Mann, der sich in den zahlreichen Unruheherden der Welt auskannte, war geschockt. So etwas hatte er noch nie erlebt. Nicht einmal im dichtesten Dschungel, wo der Zauber der mächtigen Medizinmänner noch lebendig war.

Er glaubte auch nicht an eine Täuschung. Dieser Mann, der sich auf grauenvolle Weise verändert hatte, lebte, obwohl die Würmer nach wie vor aus seinen Gesichtsöffnungen quollen.

Eine bestimmte Farbe hatten sie nicht. Sie schimmerten wohl ein wenig grünlich, doch ihre Oberhaut bestand aus einem weißen Schleim. Erst darunter fing die andere Farbe an, dies stellte Ty in den nächsten Sekunden fest.

»Izzi wird es nicht zulassen, dass du ihn störst«, drang es aus dem Mund des Mannes. »Sein Geist befindet sich in mir. Er hat mich geschickt, um die Frevler, die den Galgenberg entweihen wollen, abzuhalten. Izzi ist mächtig.« Als Patric dies sagte, streckte er bereits die Arme nach dem Reporter aus.

Ty erwachte erst von seinem Schrecken, als ihn die Fingerkuppen berührten. Dann schlug er die Hände zur Seite und erntete nur ein heiseres Lachen.

Wenn sich ein Mensch so veränderte, dann will er dich töten! dachte Everett. Aber er sah nicht ein, hier in dieser gottverlassenen Gegend zu sterben, er wollte sich verteidigen.

Bevor Patric es sich noch überlegte, stieß Ty die Fahrertür auf und rollte sich förmlich aus dem Wagen. Er kam gut auf, sprang zwei Schritte zurück und zog seinen Revolver, während die Wagentür noch hin- und herschwang.

Der andere bewegte sich. Seinen Oberkörper beugte er und machte seine Arme lang. Jetzt lagen seine Hände bereits auf dem Fahrersitz. Alles deutete daraufhin, dass er den Range Rover verlassen wollte.

Ty grinste hart. »Komm nur!« flüsterte er. »Komm nur her, du verdammter Bastard!« Breitbeinig hatte er sich aufgebaut. Auf keinen Fall wollte er sich von dem anderen fertig machen lassen. Er würde ihn mit Blei spicken.

Patrick kam. Sein Mund stand noch immer offen. Die kleinen Würmer, Izzis Abkömmlinge, krochen über die Lippen und fanden ihren Weg in das Gesicht des Mannes. Sie glitten über die Haut. Allein der Anblick verursachte bei dem Reporter schon ein Schütteln. Er konnte die Waffe kaum ruhig halten und musste sich zwingen, die Mündung auf das aus dem Wagen kriechende Monster zu richten.

Monster war der richtige Ausdruck, denn ein Mensch war dieser Patric nur noch äußerlich.

Dumpf klang seine Stimme, weil die Würmer die Laute mehr oder

minder erstickten. »Ich bin Izzis Diener. Die Zeit der Großen Alten ist angebrochen. Sie haben Izzi geschickt, jetzt, wo Asmodina nicht mehr ist. Die Bahn ist frei für ihn, denn er besitzt das magische Pendel. Die Geister der Erde gehorchen nur ihm. Izzi ist bereits auf dem Weg. Der Riesenwurm wird die Welt beherrschen.«

Als er das letzte Wort gesprochen hatte, lag er schon am Rand des Sitzes und ließ sich aus der offenen Fahrertür fallen. Schwer schlug er zu Boden und drehte dem Reporter dabei den Rücken zu.

Ty senkte den Revolver. Die Mündung wies jetzt auf den Rücken des Veränderten. Der Finger umklammerte den Abzug. Sollte er schießen? Sollte er dem anderen eine Kugel einfach in den Rücken jagen?

Everett überlegte. Die Gedanken hinter seiner Stirn wollten sich kaum ordnen lassen, er war nervös, und er bekam mit, wie Patric weiterkroch. Die austretenden kleinen Würmer befanden sich überall am Körper. Sie krabbelten auch über seinen Rücken und glitten an den Armen sowie Beinen hoch.

»Komm!« flüsterte Patric. »Komm zu mir. Auch du sollst in Izzis Geheimnisse eingeweiht werden. Ich warte auf dich. Izzi will dich. Izzi will jeden…« Er streckte seinen Arm noch weiter aus, und die über den Boden gleitende Hand näherte sich den Fußspitzen des Mannes.

Hastig sprang der Reporter zurück. Schweiß lag trotz der Kälte auf seiner Stirn. Er konnte noch immer nicht fassen, dass sich ein Mensch so verändert hatte. Das war grauenhaft…

Allerdings eine Tatsache. Und eine Tatsache war weiterhin, dass sich Izzi, dieses unheimliche Wurmwesen, auch im Körper des vor ihm liegenden Mannes befand. Die Person war kein Mensch mehr, ein fremder, unfassbarer Zauber hatte sie zu einem Monstrum gemacht.

Tys Gedankenkette eskalierte. Die Folge davon war, dass er den Finger krümmte. Die Luger peitschte auf. Patric hatte soeben den Kopf erhoben. Schräg an seinem Kinn pfiff die Kugel vorbei und traf ihn in die Brust.

Es war nicht der erste Mensch, auf den Ty geschossen hatte. Nur hatte er sich bei den anderen in einer direkten Notwehrsituation befunden. Hier jedoch war es anders. Hier schoss er auf ein Monstrum, und er spürte seltsamerweise keinerlei Gewissensbisse, als sich der andere stöhnend herumdrehte, auf dem Rücken liegen blieb und seine Hände gegen das Einschussloch presste, wo kein Blut hervortrat, sondern diese widerlichen, kleinen Würmer, die ihn überschwemmten.

Ein Grinsen entstellte das Gesicht des Mannes. Ein zuckendes, letztes Grinsen, und über seine Lippen drang ein dumpfes Geräusch, das den Reporter nur entfernt an Gelächter erinnerte, obwohl es dies darstellen sollte.

»Izzi wird siegen!« flüsterte Patric. Dann sagte er nichts mehr, denn er war tot.

Wenigstens nahm Ty dies an. Er blieb wie festgenagelt auf dem Fleck stehen, die Hand mit der Luger sank nach unten. Dabei biss er so hart auf seine Unterlippe, dass er Blut schmeckte. Er schluckte einen unsichtbaren Kloß herunter und merkte, wie er am gesamten Körper zitterte. Immer größer wurde die Anzahl der kleinen Würmer. Sie hatten schon fast die Hälfte des Oberkörpers bedeckt, der durch ihr Umherringeln wirkte, als würde er sich bewegen, obwohl er still lag.

Das war selbst für einen Mann wie Ty zuviel.

»Nein!« keuchte er und sprang mit einem Satz über den am Boden liegenden Mann hinweg. Er hatte zu viel Schwung dabei. Ty prallte gegen die offene Wagentür. Er duckte sich und schwang sich in das Fahrzeug. Hart warf er sich auf den Sitz. Mit zitternden Fingern suchte er nach dem Zündschlüssel, der wie gewohnt im Schloss steckte.

Hastig drehte er ihn herum. Der Motor - noch warm - sprang auf der Stelle an. Erst jetzt sah Ty, dass er gegen einen Hang gefahren war. Das Gitter hatte den Range Rover zum Glück vor größerem Schaden bewahrt.

Ty Everett setzte zurück und schlug gleichzeitig das Volant ein. So kam er frei. Dann kurbelte er in die entgegengesetzte Richtung, der Wagen rumpelte mit den Rädern über die dicht vor dem Hang liegenden Steine und rollte wieder auf den Weg.

Ty hatte die Nase voll. Er wollte nicht mehr zum vereinbarten Treffpunkt fahren. Sein Weg führte ihn zurück in das kleine Dorf. Dort musste er mit dem Pfarrer reden und ihm alles erzählen. Dass die Uhr längst nach Mitternacht zeigte, war ihm egal. Er brauchte einfach einen Menschen, um das Erlebte loszuwerden.

Der Pfarrer hatte recht gehabt. Izzi existierte!

Im Licht der Scheinwerfer sah er den Mann. Von seinem Körper war kaum etwas zu sehen. Nur die Würmer krabbelten und bewegten sich auf ihm. Es wirkte makaber, wie nur noch die Schuhe und ein Teil der Beine aus diesem Wirrwarr hervorschauten.

Ty Everett hätte den Mann überfahren können. Er brachte es einfach nicht fertig, sondern lenkte den Rover vorsichtig an ihm vorbei. Danach gab er Gas. Er verlangte dem Wagen alles ab. Manchmal sprang das Fahrzeug über den hart gefrorenen Boden. Es flog über Wellen und tiefe Spurrillen. Dabei wurde nicht nur der Rover durchgeschüttelt, sondern auch sein Fahrer. Mit beiden Händen hielt Ty das Lenkrad fest umklammert. Sein Gesicht war verzerrt, er atmete zischend und dachte immer wieder an das soeben Erlebte.

Die Gedanken hinter seiner Stirn jagten sich. Sie waren wie ein Karussell, er konnte sie nicht in die Reihe bringen, da lief einfach alles durcheinander. Vielleicht wurde es besser, wenn er im Dorf mit dem Pfarrer sprach.

Tiefer im Tal wurde der Weg wieder matschig. Oft rutschte der Rover

auch wegen der zu hohen Geschwindigkeit, darum jedoch kümmerte sich der Reporter nicht. Er wollte so rasch wie möglich sein Ziel erreichen. Selten in seinem Leben war er so halsbrecherisch gefahren. Auch nicht damals im Libanon, als er von feindlichen Stellungen unter Feuer genommen wurde und mit einem halbzerstörten Sanka die eigenen Linien erreichte.

Die Kurven wurden enger, je tiefer er kam. Ty dachte nicht daran, mit der Geschwindigkeit herunterzugehen. Und er hoffte darauf, dass kein Gegenverkehr herrschte.

Die ersten Felder. Karg, wie verloren lagen sie unter dem dunkelblauen Nachthimmel. Die Bauern, die hier anbauten, verdienten kaum das Existenzminimum. Elektrisches Licht gab es in diesem Bergdorf nicht. Wer Licht hatte, der holte die Kraft aus einem eigenen Generator. Da so etwas Geld kostete, gab es im gesamten Dorf nur drei Stromerzeuger.

Die Hauptstraße war ebenfalls nicht asphaltiert, jedoch besser zu befahren als die kurvigen Bergstrecken. Die herumliegenden Steine zeigten jedenfalls nicht die Größe eines Kinderkopfes, wie es weiter oben oft der Fall gewesen war.

Er musste einfach mit dem Pfarrer reden, und die späte beziehungsweise frühe Stunde kümmerte ihn dabei nicht.

Der Pfarrer wohnte nahe der kleinen alten Steinkirche. Von der etwas breiteren Hauptstraße führte im spitzen Winkel eine enge Gasse ab, die in einen Platz mündete. Dort stand die Kirche und auch der kleine Anbau, in dem der Geistliche zwei Zimmer hatte.

In der Gasse lag die Dunkelheit wie schwarze Tinte. Die Scheinwerferbahnen rissen helle Tunnels hinein. Das Motorengeräusch dröhnte von den Hauswänden wider. Dass Ty über eine Treppenstufe fuhr, merkte er nicht einmal. Er kümmerte sich nicht darum, als der Wagen plötzlich einen Schlag bekam.

Auf dem kleinen Vorplatz bremste er so stark, dass Kies nach allen Seiten wegspritzte.

Sekundenlang blieb er hinter dem Lenkrad sitzen, ohne sich zu rühren. Automatisch schaltete er die Scheinwerfer aus. Es wurde dunkel. Wie ein Tuch umgab ihn die Finsternis. Seltsamerweise fürchtete er sich davor. Nach diesem Erlebnis in den Bergen war einfach alles anders geworden. Er rammte den Wagenschlag auf und verließ beinahe fluchtartig das Fahrzeug.

Den Weg zum kleinen Pfarrhaus kannte er. Der Geistliche selbst hatte ihn angelegt. Graue Steine endeten direkt vor der schwarzen Holztür. Als Klingelersatz diente ein Klopfer aus Gusseisen. Ihn betätigte der Reporter sehr heftig.

Dumpf hallten die Schläge durch das Pfarrhaus. So laut, dass sie fast einen Toten erweckt hätten. Da der Pfarrer lebte, hörte er auch die

Schläge. In das Klopfen schallte seine Stimme. »Ich komme gleich. Einen Moment, ich muss Licht machen!«

Aus dem Moment wurde eine Zeitspanne von 15 Sekunden. Quietschend öffnete sich die Tür. Der Pfarrer stand auf der Schwelle. In der Hand hielt er ein Windlicht. Ein Glastrichter schützte die ruhig brennende Flamme. Der Geistliche erschrak. »Sie?« fragte er erstaunt.

»Ja, ich. Lassen Sie mich herein, bitte.«

Der Pfarrer streckte den Arm aus, damit das Gesicht des Reporters in den Schein geriet. Er sah einen ziemlich abgehetzten Mann mit schwarzen Haaren und einem Schnauzer, der buschig auf der breiten Oberlippe wuchs. In den Augen lag Furcht. Dieser Reporter musste etwas Schreckliches erlebt haben, das war dem Geistlichen sofort klar.

»Kommen Sie herein, Monsieur.«

»Ja, danke.«

Im Haus war es warm, obwohl der Ofen nicht mehr brannte. Er strahlte aber noch Wärme ab. Der Pfarrer entzündete drei Kerzendochte und bat seinen späten Gast, auf einem einfachen Holzstuhl Platz zu nehmen.

»Danke«, sagte der Reporter und ließ sich fallen. Er winkelte die Arme an und stützte sein Gesicht in beide Hände.

Der Geistliche ließ ihn einige Zeit in Ruhe. Die Stille wurde nur durch das heftige Atmen des Reporters unterbrochen. Schließlich senkte Ty Everett seine Hände und legte sie flach auf den Tisch. »Sagen Sie, Herr Pfarrer, halten Sie mich eigentlich für normal?«

»Ja.«

»Das ist gut, denn mittlerweile zweifele ich selbst an meinem Verstand. Ich habe in dieser Nacht einen Mord begangen.«

Der Pfarrer trug eine Brille mit runden Gläsern. Sein Gesicht zeigte schon die scharfen Linien des Alters. Nach Tys Worten atmete er tief durch, nahm die Brille ab und starrte auf sie, als wäre sie ein Orakel und könnte ihm die Wahrheit sagen.

»Stimmt das, Monsieur?«

»Ja, es stimmt.«

Der Geistliche setzte die Brille wieder auf. »Aber weshalb haben Sie einen Mord begangen?«

»Das will ich Ihnen ja erzählen. Es war schrecklich, wirklich. Ich musste einen Mann erschießen, weil er ein Diener dieses Götzen Izzi war.«

Der Pfarrer schwieg.

»Warum sagen Sie nichts?«

»Reden Sie weiter, Monsieur.«

Der Reporter erzählte. Er war froh, sich alles von der Seele reden zu können, und der Geistliche hörte aufmerksam zu. Nur hin und wieder zuckte es in seinem Gesicht, bei ihm ein Zeichen innerer Erregung.

»So ist alles gewesen, Herr Pfarrer«, beendete Ty seinen Bericht. »Bin ich nun ein Mörder?«

»Nein, das sind Sie nicht.«

»Aber ich habe ihn getötet.«

»Was hätte er mit Ihnen gemacht?« fragte der Geistliche gegen.

»Ich weiß es nicht.« Ty lehnte sich zurück und wischte mit dem Handrücken über seine Stirn. »Ich weiß nur, dass dieser verdammte Götze existiert.«

»Ja, es sieht so aus.«

»Und was soll ich machen?«

»Nichts.«

»Das ist keine Lösung.«

Der Pfarrer lächelte milde. »Das weiß ich selbst, mein Sohn. Aber was sollen wir tun?«

»Gegen ihn kämpfen?«

»Sie meinen Izzi?«

»Ja.«

»Das wird uns kaum gelingen. Die Legende ist uralt. Seit Tausenden von Jahren existiert sie. Wir können Izzi nicht vernichten, Monsieur. Wir sind zu schwach.«

Der Reporter versank in dumpfes Brüten. Nach einer Weile sagte er: »Wir vielleicht nicht, Herr Pfarrer.«

»Wer dann?«

Everett grinste. »Was ich Ihnen antworten kann, klingt möglicherweise komisch, aber mir ist es ernst. Und ich bleibe bei der vollen Wahrheit, Herr Pfarrer.«

»Reden Sie schon.«

Der Reporter zündete sich zuvor eine Zigarette an. Er blies den blauen Rauch gegen die weiße Decke und sagte mit leiser Stimme: »Ich komme aus London, und dort gibt es einen Mann, den seine Freunde Geisterjäger nennen. Dieser Mann ist Oberinspektor bei Scotland Yard und hat einige Erfolge aufzuweisen, was die Bekämpfung von Geistern und Dämonen angeht. Ich weiß es deshalb, weil ich einen Freund von John Sinclair, den Reporter Bill Conolly, gut kenne. Wenn ich in London bin, treffen wir uns und sprechen auch über John Sinclair.« Ty schaute den Geistlichen fragend an.

Der nickte und sagte: »Reden Sie weiter, ich höre genau zu.«

»Sicher. Ich meine, wenn jemand gegen diesen Izzi antreten kann, dann John Sinclair.«

Der Pfarrer schwieg. Er schaute auf seine Hände, wo die Adern bläulich schimmernd aus der Haut traten. »Das klingt wirklich sehr fantastisch, was Sie mir da berichten, Monsieur.«

»Ist Izzi nicht auch fantastisch?«

»Sicher, Sie haben recht.«

Ty drückte die halb aufgerauchte Zigarette aus. »Wenn wir eine Chance haben wollen, Izzi zu besiegen, dann müssen wir John Sinclair alarmieren.«

»Sie wollen also nach England?«

»Auf dem schnellsten Wege. Dabei möchte ich noch etwas mitnehmen, Herr Pfarrer. Sozusagen als Beweisstück.«

»Und was?«

»Die kleine Tafel, die Sie mir gezeigt haben und auf der Izzi mit einer Schlange zu sehen ist.«

»Nein, Monsieur, die kann ich auf keinen Fall aus der Hand geben. Das geht wirklich nicht.«

»Überlegen Sie es sich.« Ty zündete sich eine neue Zigarette an. »Das hier ist ein ungewöhnlicher Fall. Und ungewöhnliche Fälle erfordern eben besondere Maßnahmen.«

»Wie soll ich das machen?«

»Sie brauchen sich den Gegenstand nur auszuleihen. Das wird man Ihnen doch gestatten.«

»Sicher, das stimmt.«

»Wo liegt das Problem?«

»Ich weiß nicht, ob der Gegenstand, wie Sie so schön sagen, eine Gefahr darstellt.«

»Unsinn. Das ist nur eine Tontafel.«

»Unterschätzen Sie Izzis Macht nicht.«

Der Reporter beugte sich vor. »Herr Pfarrer, ich bin nie ein sehr gläubiger Mensch gewesen, aber können Sie mit Unterstützung der Kirche nichts dagegen unternehmen?«

»Izzi ist zu alt.«

»Ach, das zählt nicht. Sie müssen es versuchen.«

»Ich werde nichts tun und erst einmal abwarten. Mir tut es nur um die kleine Colette leid.«

»Daran habe ich auch gedacht. Wenn Sie vielleicht so freundlich wären und sich mit den Entführern in Verbindung setzen würden, wäre viel gewonnen.«

»Ich kann es versuchen.«

»In Anbetracht der Lage müssen Sie es.«

Der Pfarrer nickte. »Also gut. Ich besorge Ihnen die Steinplatte und setze mich mit den Banditen in Verbindung. Wir wollen hoffen, dass alles glatt geht.«

***

London!

Ein später Januartag. Winternebel, dick und schwadig, Schnee- und Eisregen, Glätte auf manchen Nebenstraßen, schlicht gesagt, ein typisches Wetter, bei dem man am liebsten zu Hause bleibt.

Ich fuhr trotzdem, denn Bill Conolly hatte mich angerufen. Um was es ging, hatte er mir nicht mitgeteilt, auf jeden Fall tat er sehr geheimnisvoll.

Ich wollte meinen Freund nicht enttäuschen und dampfte los. Da wir Samstag hatten, war Suko zu Hause geblieben. Ich gönnte ihm das freie Wochenende. Außerdem sollte er sich ausschlafen, er hatte schließlich die gleichen Strapazen hinter sich wie ich.

Wir waren aus Japan zurückgekehrt. Ein brandheißer Fall hatte uns dort auf eine Insel geführt, die gleichzeitig als Gefängnis und Müllabladeplatz diente. Dort war es zu haarsträubenden Begebenheiten gekommen, und zwei Todfeinde hatten sich dort bis aufs Messer bekämpft. Tokata und der goldene Samurai. [1]

Einer nur konnte gewinnen.

Tokata hatte verloren. Er wurde gezwungen, Harakiri zu machen, was wir uns angeschaut hatten.

Somit hatte Solo Morasso, alias Dr. Tod, wieder ein Mitglied weniger in seiner Mordliga.

Beim Gedanken an Dr. Tod dachte ich sofort an den Fall vor dem Japan-Abenteuer. Da war es zur großen Entscheidung zwischen ihm und Asmodina gekommen. Lange genug hatte sich der Hass der beiden aufstauen können. Schließlich eskalierte er. Dr. Tod war es tatsächlich mit Hilfe des Spuks gelungen, Asmodina zu besiegen. Mit dem Bumerang hatte er ihr den Schädel vom Rumpf geschlagen, war jedoch nicht als der strahlende Sieger aus dem Kampf hervorgegangen. Er hatte Federn lassen müssen.

Es gab Marvin Mondo nicht mehr und auch nicht Tokata. Sein Ende hatte allerdings nichts mit dem unmittelbaren Kampf zwischen Asmodina und Dr. Tod zu tun gehabt.

Ich bekam den Bumerang zurück und auch mein Kreuz, das meine Gegner ausgetauscht hatten. Das konnte ich auf meiner Erfolgsseite verbuchen. Zudem war es mir gelungen, Maddox, den Dämonenrichter, zu erledigen. Über ihn gingen die Meinungen auseinander. Er griff nie direkt in einen Kampf ein, er verurteilte Dämonen, die versagt hatten, und er wandte diese Methode auch auf Menschen an, wie ich es bei Glenda Perkins erlebt hatte.

Dr. Tod und seine Mordliga hatten auf jeden Fall eine empfindliche Schlappe erlitten. Das erfüllte mich mit Triumph. Die Zukunft sah wieder völlig anders aus.

Ob rosiger, das konnte ich momentan noch nicht behaupten. Denn es existierten nach wie vor große Rätsel, die gelöst werden mussten. In der jüngeren Vergangenheit waren immer mehr die Großen Alten ins Spiel gekommen. Urzeit-Dämonen, Geister aus dem Erdinnern, deren Diener Izzi ich bereits kennen gelernt hatte. Auch Atlantis rückte in den Vordergrund. Irgendwie mussten die Großen Alten und Atlantis in

einem unmittelbaren Zusammenhang stehen.
Dann hatte ich etwas über die Struktur der Hölle erfahren. Dieses Wissen hatte mein gesamtes Weltbild durcheinandergeworfen. Bisher hatte ich immer Asmodis als den großen Höllenfürsten, angesehen. Das stimmte und stimmte wieder nicht. Er war nur der Fürst unserer Hölle, die wir kannten, aber es gab andere Höllen, die wahrscheinlich noch mächtiger waren, und über allen schwebte der große Herrscher und Kaiser Luzifer.
Er war der absolute Herr des Bösen. Wie er aussah, das wusste ich nicht, und vielleicht würde ich es nie in Erfahrung bringen können.
Der goldene Samurai existierte ebenfalls noch. Wie er zu uns stand, würde die Zukunft zeigen. Und die Mordliga war nicht zu unterschätzen, trotz ihrer Dezimierung. Dr. Tod würde, nachdem er sich von dem Schock durch Tokatas Ende erholt hatte, sicherlich mit aller Kraft und noch härter zurückschlagen.
Wenn man all dies in Betracht zog und Asmodinas Vernichtung dagegenhielt, bestand eigentlich kein Grund zum Optimismus. Trotzdem hatte ich gute Laune, denn ich wusste wieder zwei mir lieb gewordene magische Waffen bei mir. Das Kreuz und den Bumerang!
Und ich war fest entschlossen, mir diese beiden Dinge nicht mehr wegnehmen zu lassen.
Das alles waren Zukunftsgedanken. Ich scheuchte sie weg und konzentrierte mich wieder auf die Gegenwart, denn ich war gespannt, was Bill Conolly von mir wollte.
Am Telefon hatte er nichts gesagt. Vielleicht war er auch ein wenig eingeschnappt, dass er von den letzten Fällen nichts mitbekommen hatte. Er und Sheila wussten nur aus Erzählungen, wie sich die Lage verändert hatte.
An noch jemanden dachte ich. Es war Nadine Berger. Ihr Geist lebte im Körper eines Wolfes weiter.
Für mich ein Rätsel, das ich auch noch nicht gelöst hatte. Vielleicht konnte man da in Zukunft irgend etwas unternehmen, dass sich dieser Zustand veränderte.
Die Hauptstraßen waren gestreut, doch in manchen Nebenstraßen glitzerte nahe den Gehsteigen das Eis. Deshalb fuhr ich sehr vorsichtig und nahm auch die Kurven behutsam.
Einen genauen Zeitpunkt hatten wir nicht vereinbart. Uns drängte niemand.
Den Weg fand ich im Schlaf. Als ich vor Bills Grundstückstor stoppte, tippte ich kurz auf die Hupe.
Vielleicht hörte man mich bis zum Haus, so dass ich nicht auszusteigen brauchte. Rechts befand sich, eingelassen in die Mauer, das Auge einer Kamera. Auf einem kleinen Monitor in der Diele konnte Bill ablesen, wer sich näherte.

Das Tor schwang zurück. Es rollte auf einer Schiene, und ich fuhr in den großen Vorgarten, durch den sich der Weg bis zum Haus hin schlängelte.

Der Bentley rollte langsam. Ich nahm die Kurven, und nach der letzten sah ich den blauen Alfa, der auf dem Parkplatz vor der Garage stand. Ich stellte meinen Silbergrauen daneben.

Sheila öffnete. Da wir Wochenende hatten, knipste ich mein Sonntagslächeln an. »Hallo, Engel«, sagte ich und breitete die Arme aus. »Leider habe ich keine Blumen mitgebracht.«

Ich hatte sie tatsächlich vergessen.

Sheila lachte zurück. »Das ist man bei dir gewohnt, John Sinclair.« Trotzdem gab sie mir den Begrüßungskuss auf die linke Wange. »Dann komm rein, die anderen warten.«

Ich trat mir die Füße ab. »Worum geht es denn?«

»Kein Kommentar.«

»Einen kleinen Tip.« Ich drehte mich zu Sheila um, die die Tür verschloss.

»Das muss mit Asmodina zusammenhängen.«

Meine Augen bekamen einen harten Glanz. »Die existiert nicht mehr.«

»Was weiß ich?« Sheila hob die Schultern. Sie trug eine helle Bluse mit rundem Kragen und einen groß gemusterten Rock. Das blonde Haar hatte sie hochgebunden.

»Wo stecken Johnny und Nadine?«

»Die beiden sind in Johnnys Zimmer.«

»Und? Vertragen sie sich?«

»Ein Herz und eine Seele, John. Seit das Tier bei ihm ist, haben wir keine Angst mehr um ihn.«

»Das kann ich verstehen. Ich werde die beiden später begrüßen.«

»John, du Pfeife!« rief Bill aus dem Wohnraum. »Was flirtest du so lange mit meiner Frau herum?«

»Ich hole das nach, was du versäumt hast«, antwortete ich, schon ins Wohnzimmer tretend.

Bill grinste. »Da gibt es kaum was nachzuholen.«

»Das sagst du. Ein Gesunder denkt anders darüber.«

Mit Bill zusammen hatte sich ein dunkelhaariger Mann erhoben, bei dem mir sofort der Schnauzbart ins Auge stach. Der Mann trug ein kariertes Hemd und dazu eine Cordhose. Zwischen Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand hatte er eine Zigarette geklemmt.

Bill machte uns bekannt. Seinen Besucher stellte er mit folgenden Worten vor: »Das ist der Mann, der uns oder dir einen neuen Fall bescheren wird.«

»Dann lassen Sie mal hören.« Ich nahm Platz.

»Möchtest du nicht was trinken?« fragte Bill.

»Ein Whisky könnte nicht schaden.«

»Meine ich auch.«

Mein Freund kam mit einem Doppelten zurück. Es war ein guter Stoff. Der Whisky brannte nicht, er verbreitete im Magen eine wohlige Wärme. Bill legte ein paar Scheite im Kamin nach. Das Feuer fraß am Holz und zersprühte die Rinde. Funken stoben auf und verschwanden im Kamin.

Ty Everett schaute mich an. Breitbeinig saß er auf der Couch. Seinen Oberkörper hatte er ein wenig vorgebeugt, die Stirn bildete ein waagerecht verlaufendes Faltenmuster. »Was ich Ihnen anzubieten habe, Mr. Sinclair, klingt unglaublich. Allerdings sagte mir Bill, dass Sie so leicht nichts erschüttern kann.«

»Da hat er recht.«

»Es geht um Izzi!«

Ich warf Sheila, die ebenfalls bei uns saß, einen schnellen Blick zu. Da hatte sie mich in die Irre geführt. Sie schaute mich nur unschuldig an.

»Kennen Sie Izzi?« fragte der Mann.

»Leider.«

»Und was halten Sie davon?«

»Er ist ein Riesenwurm und brandgefährlich. Ich habe in Los Angeles mit ihm auf eine verdammt unangenehme Art und Weise Bekanntschaft gemacht. Ich musste sogar gegen ihn kämpfen und habe ihn verletzt. Er wird mich mit seinem Hass verfolgen, das steht fest.« [2]

»Wenn Sie ihn in L.A. gesehen haben, wie kommt er dann nach Korsika?«

»Er?«

»Nein, gesehen habe ich ihn nicht. Aber ich will von Beginn an erzählen, und jedes Wort ist wahr.«

Ich lächelte. »Das hoffe ich sehr.«

»Können Sie auch.«

Schon nach den ersten Sätzen stellte ich fest, dass der Reporter kein Schwätzer war. Er berichtete knapp und präzise, schmückte auch nichts aus. Er stellte die Sache so dar, wie sie abgelaufen war.

Ich hörte mir alles an und sagte, nachdem er geendet hatte: »Wenn ich das recht betrachte, dann sind Sie auch in der Lage, uns Beweise für Ihre Anschuldigungen zu bringen.«

»Natürlich. Ich habe die alte Stein- oder Tonplatte mitgebracht. Sie können sich diese Überlieferung anschauen.« Er griff neben sich und hob die Platte hoch. Sie war noch eingepackt. Braunes Papier wurde von einem Gummiband festgehalten. Er löste das Gummi und entfernte auch das Papier. Als er mir den Beweis geben wollte, stieß jemand die Tür auf. Ich merkte es am Luftzug und drehte mich um.

Die Anderen ebenfalls.

Ein Vierbeiner betrat den Wohnraum. Nadine, die Wölfin!

Sie musste mich gehört und das Zimmer verlassen haben. Im anderen Teil des Bungalows klang die Stimme des kleinen Johnny auf. Er rief nach Nadine.

Das Tier störte sich nicht daran und trottete auf mich zu. Neben mir stieß Ty Everett scharf die Luft aus. Die Conollys hätten ihm von dem Wolf anscheinend nichts erzählt, sonst wäre er nicht so überrascht gewesen.

Nadine hatte nur Augen für mich. Und was für Augen.

Wieder durchzuckte es mich wie ein Schlag, als ich sie anschaute. Es waren die gleichen Augen, wie sie Nadine auch als menschliches Wesen gehabt hatte.

Ich rutschte ein wenig zum Rand der Couch und wollte den Arm ausstrecken, doch die Wölfin hatte mich bereits erreicht. Neben mir ließ sie sich nieder und rieb ihren Kopf an meinen Beinen. Ich kraulte ihr Fell und sprach zu ihr, als wäre sie ein Mensch.

Ty Everett bekam große Augen. »Was ist das denn?« flüsterte er. »Das ist ein Wolf, nicht?«

»Wölfin«, verbesserte Bill.

»Spielt ja keine Rolle. Tier ist Tier. Und die lebt bei Ihnen im Haus?« wandte er sich an Sheila.

»Warum nicht?«

Tys Grinsen wurde schief. »Na ja, ich war mal in Köln. Da habe ich einen Spruch aufgeschnappt. Jeder Jeck ist anders. Das gilt wohl auch für Engländer.«

»Irgendwie schon«, grinste Bill.

Die Zunge des Tiers streichelte meinen Handrücken. Es war eine Liebkosung, wie sie mir Nadine immer zukommen ließ, wenn ich sie sah. Allerdings war ich nicht hergekommen, um nur sie zu begrüßen, deshalb richtete ich mich auf und sprach den Reporter an. »So, dann zeigen Sie mir mal das seltene Stück.«

Er hatte das Packpapier schon gelöst. Vorsichtig reichte er mir das Steinbild rüber, und ich legte es auf den Tisch, um es in Ruhe betrachten zu können.

Da fand ich tatsächlich Asmodina in Gestalt von Apep, der Höllenschlange. Ihr Körper wuchs aus einem Berg. Bevor der Kopf begann, teilte sich der Körper in zwei Hälften. Die von Apep bog sich nach links, die andere nach rechts.

Und das war Izzi!

Ja, daran gab es keinen Zweifel. Ich konnte mich an den Riesenwurm genau erinnern und ich dachte auch daran, was ich im Zentrum des Schreckens erfahren hatte. Izzi und Apep waren in grauer Urzeit einmal ein- und dieselbe Person gewesen.

Wirklich außergewöhnlich. Den Beweis sah ich vor mir!

»Kann das der Galgenberg sein, aus dem dieses Untier stammt?« fragte ich den Reporter.

»Ja, das ist er.«

»Wie kommen die beiden dorthin?« murmelte Bill.

Ich hob die Schultern. »Da kann man nur raten. Vielleicht ist es sogar ihre Geburtsstätte gewesen.«

»Das wäre ein Ding.«

»Genau.«

Ty Everett lächelte schief. »Sie halten mich demnach nicht für einen Spinner?«

»Nein.«

»Dan bin ich doch an der richtigen Adresse.«

»Sicher.« Ich lehnte mich zurück und hielt die Tafel hoch. Obwohl ich kein Experte in diesen Dingen bin, sah ich ihr doch an, wie alt sie war. Sie war allerdings noch fest und auch der Kontakt mit dem Luftsauerstoff hatte ihr nichts getan.

Izzi und Asmodina! Welch eine Verbindung gab es zwischen den beiden? Das war die große Frage.

Und wahrscheinlich würde ich bei einer Antwort auch das Rätsel des Galgenbergs geklärt haben.

»Fährst du nach Korsika?« erkundigte sich Bill.

»Da fragst du noch?«

»So habe ich es mir gedacht«, lachte Ty Everett. »Ich werde Sie natürlich begleiten, Mr. Sinclair, denn ich kenne mich in der Gegend ziemlich gut aus. Zudem habe ich noch eine Verabredung einzuhalten. Einem Freund versprach ich, seine Tochter aus den Klauen der Banditen zu befreien.«

»Übrigens, John, ich bin ebenfalls mit von der Partie.« Bill Conolly grinste mich an. Da Sheila keinen Widerspruch anmeldete, ging ich davon aus; dass Bill bereits mit seiner Frau gesprochen hatte.

»Meinetwegen.«

»Wann können Sie starten?« erkundigte sich Ty Everett.

»Ich muss natürlich mit meinem Vorgesetzten Rücksprache halten. Wenn er seine Zustimmung gibt, steht dem nichts im Wege.«

»Das ist gut.«

Ich legte die Platte wieder weg und horchte auf, als ich das Knurren der Wölfin hörte. Langsam drehte ich den Kopf nach rechts. Auch die anderen waren aufmerksam geworden. Sie schauten die Wölfin an. Nadine hatte sich hingestellt, ihr Fell war gesträubt.

Ich kannte das Signal. Gefahr!

Das Tier witterte etwas. Die Wölfin konnte man wirklich als hochsensibel bezeichnen. Wenn sich irgend etwas Unheimliches näherte, dann registrierte sie es sofort.

»Was ist los?« fragte Ty Everett.
»Hier stimmt etwas nicht«, erwiderte ich. »Das Tier wittert Gefahr. Ich glaube, wir müssen…«
»John, das kann die Tafel sein«, sagte Bill Conolly.
Ich schaute meinen Freund kurz an. Klar, Bill hatte recht. Wenn die Wölfin irgendwo in diesem Raum eine Gefahr bemerkte, dann konnte sie nur von der Tafel ausgehen.
Ich war aufgestanden und beugte mich vor, um die Tafel zu nehmen. Es war ein bewusster Versuch, und Nadine reagierte sofort. Sie knurrte heftig und sprang plötzlich. Der graue Körper landete auf dem Tisch, Gläser fielen zu Boden, das kümmerte uns nicht, denn Nadine wollte mich davon abbringen, mich mit der Platte genauer zu beschäftigen. Das musste seinen Grund haben.
Ich fasste sie mit beiden Händen an. »Schon gut, Nadine. Ist klar, ich habe verstanden.«
Das Tier nahm wieder seinen Platz ein.
Auf dem Tisch lag nach wie vor die Steintafel. Sie zeigte Izzi und Asmodina als Apep. »Versuche es mit dem Kreuz!« flüsterte Bill.
»Dann zerstöre ich die Tafel noch…«
Ty Everett hatte unseren kurzen Dialog gehört. »Hören Sie, Sinclair, ich bin dafür verantwortlich, dass die Tafel auch so wieder nach Korsika zurückkehrt, wie ich sie bekommen habe. Machen Sie keinen Unsinn.«
»Nur einen Test.«
Everett zog das Gesicht schief. »Was meinen Sie damit? Und wie wollen Sie das anstellen?«
»Abwarten.«
Mein Kreuz trug ich bei mir. Das echte, wohlgemerkt. Es tat gut, dies zu wissen, denn wenn ich mich auf mein Kreuz nicht mehr verlassen konnte, war alles umsonst. Ich nahm es in die Hand.
Wieder hörte ich Nadine knurren. Die Wölfin sprang auf die Couch und blieb neben mir sitzen. Ihr Fell war weiterhin gesträubt, für mich ein Zeichen, dass sie keineswegs beruhigt war.
»Ist ja gut, Nadine«, murmelte ich. »Ist ja gut…«
»Nadine«, grinste Ty. »Was ist das überhaupt für ein Name? Heißen Wölfe neuerdings so?«
»Das verstehst du nicht«, sprang Bill mir bei.
»Ich würde mir auf jeden Fall so ein Biest nicht in der Wohnung halten, ehrlich…«
»Hat auch keiner von dir verlangt.«
Ich hatte das Gespräch zwar mitbekommen, jedoch nicht eingegriffen. Dieser Ty Everett schien mir ein ziemlicher Nörgler zu sein. Zudem ein Egoist, der andere nicht akzeptierte.
Meine Sorge war es nicht. Wenn er unangenehm wurde, dann würde

ich ihn schon zurechtstutzen.

Die Platte lag vor mir auf dem Tisch. Sie zeigte einen braunen Untergrund, sogar etwas heller als gewöhnlich und schon mehr ockerfarben schimmernd. Darin hatte ein unbekannter Künstler dieses Gebilde eingeritzt oder gemeißelt.

Ich hatte es zuvor berührt. Es fühlte sich nicht anders an als die anderen Gegenstände in der Nähe.

Noch einmal schaute ich Bill an, der saß mir gespannt gegenüber und legte dann mein Kreuz auf dieses uralte Relikt…

Ich hatte damit gerechnet, dass die Magie einer anderen Dimension in dieser Platte stecken würde, doch meine Hoffnung erfüllte sich nicht. Das Kreuz lag auf der rechteckigen Platte und reagierte nicht.

Auch als ich es anfasste und dorthin schob, wo sich Apep befand, tat sich nichts.

Keine Reaktion.

Nadine knurrte weiter.

»Da ist doch irgend etwas«, flüsterte Bill Conolly. Er schaute mich an. »Oder täusche ich mich?«

»Nein, nein.« Ich nahm das Kreuz wieder an mich, steckte es allerdings nicht weg. Dann drehte ich mich so herum, dass ich die Wölfin anschauen konnte.

Leider konnte sie nicht sprechen, sie signalisierte mir mit den Augen zu, dass einiges nicht stimmte.

Der Ausdruck veränderte sich. Er wurde warnend.

Wovor wollte sie mich warnen?

Dann hatte ich das Gefühl, als würde Izzi an mir vorbei und auf Ty Everett schauen. Sollte er etwa mit den Mächten der Finsternis im Bunde stecken? Hatte diese geheimnisvolle Steinplatte ihre Magie abgegeben und auf ihn übertragen?

Ich ließ mir nichts anmerken, lächelte Nadine zu und lehnte mich zurück.

»Verstehst du das?« fragte Bill.

Ich hob die Schultern.

»Sag was.«

Sheila, die bei uns gestanden hatte, verließ den Raum. Wir hörten sie in die Küche gehen.

Dass sie ging, passte mir gut in den Kram, denn ich wollte einen Test mit Everett machen. Dabei dachte ich auch an den dunkelhäutigen Sergeant, der uns damals in Los Angeles an die Seite gestellt worden war. Er hatte ebenfalls unter dem Einfluss des Götzen Izzi gestanden. Es war uns aufgefallen und das fast zu spät.

Ich schaute auf mein Kreuz und schielte gleichzeitig zu Everett hin. Bill bemerkte meinen Blick, seine Augen weiteten sich für einen Moment, er hatte verstanden.

Everett schaute zu Boden. Nichts wies bei ihm darauf hin, dass er mit unseren Gegnern unter einer Decke steckte. Er machte einen normalen Eindruck und sagte: »Ja, dann können wir bald starten, wenn Sie alles erledigt haben.«

»Richtig!« Ich stand auf, ging jedoch nicht den normalen kürzeren Weg um den Tisch herum, sondern schob mich an Everett vorbei. Das Kreuz hielt ich fest. Als ich mich mit dem Reporter auf einer Höhe befand, ließ ich es fallen, wobei ich Daumen und Zeigefinger um die schmale Kette klemmte.

Das Kreuz berührte seine Schulter.

Es geschah nichts. Ty Everett blieb einfach sitzen, schielte auf mein Kruzifix und rückte sogar mit dem Sessel vor, damit ich vorbeikonnte.

»Sorry«, sagte ich und schob mich weiter.

»Bitte.«

Ich war enttäuscht. Fest hatte ich damit gerechnet, dass Everett zu meinen Gegnern gehörte. Es war wohl eine Täuschung.

Die Wölfin knurrte noch immer. Sie trottete durch das Zimmer. Ihr Fell war gesträubt, und sie schaute auf Everett. Konnte sich mein Kreuz so täuschen?

»Sie ist doch sonst nicht so«, sagte Bill Conolly. »Das habe ich bei ihr noch nie erlebt.«

»Ich weiß auch keine Antwort.«

Neben dem Telefon blieb ich stehen und wählte Sir James Powells Privatnummer. Er hielt sich am Samstag zumeist in seinem Club auf, allerdings erst abends, so dass ich jetzt die Chance hatte, ihn zu Hause zu erwischen.

Er hob tatsächlich ab. Ein kurzes Gespräch klärte die Lage. Sir James, der auf alles allergisch reagierte, was irgendwie nur entfernt mit den Mächten der Finsternis zusammenhing, gab grünes Licht.

»Brauchen Sie Suko auch noch?« fragte er.

»Er könnte mit.«

»Gut, ich werde alles in die Wege leiten. Sie kümmern sich dann um die entsprechende Maschine.«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Und?« Gespannt schaute Bill mich an.

»Alles klar, mein Lieber. Sir James ist einverstanden. Wir nehmen auch Suko mit.«

»Wer ist das denn?« wollte Everett wissen.

»Mein Partner.«

»Aha.«

Ich verabschiedete mich. Bill wollte sich um die Flugkarten bemühen. Er brachte mich auch zur Tür.

Ich rief Sheila einen Gruß zu und blieb mit meinem Freund in der Diele stehen.

»Du hattest Ty in Verdacht?«

»Ja.«

Der Reporter grinste schief. »Der Verdacht hat sich natürlich jetzt verflüchtigt.«

Ich hob die Schultern. »Das kann ich nicht unterschreiben, Bill.«

»Aber dein Kreuz hat nicht reagiert.«

Ich schaute nach links, wo Nadine das Zimmer verließ. »Sie hat etwas gespürt.«

»Vielleicht mag sie Everett auch nicht leiden?«

»Möglich. Halte ihn auf jeden Fall unter Kontrolle, Bill. Okay?«

»Ja, gut.«

Ich schlug meinem Partner auf die Schulter und ging zum Bentley. Hinter mir hörte ich Schritte. Everett kam. Er hatte sich an Bill vorbeigedrängt und hielt die Tafel in der Hand. »Wollen Sie die nicht mitnehmen, Sinclair?«

»Warum?«

Er blieb neben mir stehen. »Ich dachte nur. Vielleicht kann man sie im Labor untersuchen lassen.«

»Ja, das ist eine gute Idee, danke.« Ich nahm ihm die Steinplatte aus der Hand.

»Bis später dann, Oberinspektor.« Er grinste. »Ich hoffe, wir arbeiten gut zusammen.«

»Das wünsche ich mir auch.«

Drei Sekunden später saß ich hinter dem Steuer. Die Tafel hatte ich links auf den Beifahrersitz gelegt.

Ich fuhr an und winkte den beiden Männern zu, die vor der Haustür standen.

Langsam rollte ich den Weg zurück. Ich war ziemlich nachdenklich geworden, denn mir ging Nadines Reaktion einfach nicht aus dem Kopf. Die Wölfin hatte sich nicht umsonst so benommen, dahinter musste eine Gefahr stecken. Wenn ich nur wüsste, welche es war.

Ich fuhr langsam auf das Tor zu. Als es in meinen Sichtbereich geriet, schob es sich zur Seite. Bill hatte vom Haus her gut reagiert, ich bekam freie Fahrt.

Vorsichtig bog ich in die ruhige Straße ein, an der das Haus lag. Das Eis an den Rändern war auch inzwischen nicht getaut. Es glitzerte wie die Splitter von Diamanten.

Die Idee, das Fundstück untersuchen zu lassen, war gar nicht schlecht. Obwohl mir nicht viel Zeit zur Verfügung stand, konnten die Wissenschaftler das Alter sicherlich herausfinden. So bekam ich Aufschluss darüber, wie lange die Menschen schon von Izzi wussten.

Dieser Riesenwurm war eine latente Gefahr. Im Zusammenhang mit dem Galgenberg bekam er einen makabren Effekt. Früher wurden dort Menschen gehängt. Hatte Izzi vielleicht auch dort seine Hände im

Spiel gehabt? Zuzutrauen war ihm alles.
An diesem Samstagnachmittag schien der Verkehr eingeschlafen zu sein. Kaum ein Wagen begegnete mir in dieser Gegend, und ich vergaß auch die auf dem Nebensitz liegende Platte. Meine Gedanken beschäftigten sich bereits mit Korsika und darüber, was ich von dieser Insel wusste.
Das war nicht viel, wie ich ehrlich zugeben musste. In letzter Zeit hatte die Insel durch ihre Banditen von sich reden gemacht. Sie hausten in den Bergen, entführten die Kinder reicher Eltern und erpressten hohe Lösegelder. Mir passte es überhaupt nicht, dass ich in so einen Fall zwangsläufig mit hineingezogen wurde. Mit den korsischen Banditen wollte ich es nicht unbedingt zu tun bekommen, mir reichten die Wesen der Finsternis völlig.
Aber das würde sich wohl nicht vermeiden lassen, denn Ty Everett hatte noch eine Aufgabe zu erfüllen. Außerdem würde ich ebenfalls alles daransetzen, um die kleine Colette aus den Klauen ihrer Entführer zu befreien.
Das war Zukunftsmusik, und es stand überhaupt nicht fest, dass es eintraf.
Ich hatte die Themse bereits überquert und fuhr nach Chelsea rein, als ich den Geruch wahrnahm. In meinem Wagen roch es nach Holz und Leder. Aber nicht so streng und auch säuerlich.
Da stimmte etwas nicht.
Ich senkte die Geschwindigkeit, um noch vor der King's Road zu stoppen, damit ich nachschauen konnte.
Dazu kam es nicht mehr. Plötzlich klatschte etwas gegen meinen Kopf. Es war von hinten gekommen und hatte eine verdammte Ähnlichkeit mit einem schleimigen Wurmwesen…

***

Die Überraschung war wirklich perfekt gelungen. Ich verfiel zum Glück nicht in Panik, sondern tat das, was in dieser Situation am besten war. Beide Hände blieben am Lenkrad, und ich steuerte den Bentley links an den Straßenrand.
Stopp!
Da jedoch war der verdammte Wurm schon weitergewandert. Etwas Glitschiges lief über mein Gesicht und wollte sich bis zum Hals vortasten, Der Sicherheitsgurt behinderte mich. Ich löste ihn, riss meinen rechten Arm hoch und umfasste mit fünf Fingern das Monstrum.
Es hatte die Kraft eines Riesen. Mir gelang es nicht, den Wurm von meinem Gesicht zu ziehen. Zudem lag er so über meinen Augen, dass ich kaum etwas sehen konnte.
Ich hatte große Angst, dass er sich an meiner Kehle festklammern

konnte. Alle Anzeichen wiesen daraufhin. Wenn ich so sitzen blieb und nichts tat, konnte es ihm gelingen, mich zu erwürgen.

Dagegen hatte ich einiges.

Da mein Kreuz keine Wirkung auf den Wurm zeigte und ich Desteros Schwert nicht zur Hand hatte, wollte ich es mit dem silbernen Dolch versuchen. Ihn hatte ich zum Glück mitgenommen. Meine Hand fand den Griff, und ich riss den Dolch aus der Scheide. Mit der linken Hand versuchte ich, den Wurmkörper von mir wegzupressen, um so etwas Platz zu schaffen, damit ich zustechen konnte. Es gelang nicht. Der verdammte Wurm, der quasi aus dem Nichts entstanden war, drückte immer fester zu.

Ich stach zu.

Es war gut zu bemerken, wie das Messer seine Haut durchbohrte. Eine dicke Flüssigkeit drang aus der Wunde. Sie lief an meinem Gesicht entlang und in den Hemdkragen.

Wieder ein Stich. Diesmal ließ ich den Dolch im Fleisch stecken und zog ihn dann nach rechts.

Eine breite Wunde klaffte auf. Auf einmal lockerte sich auch der Druck. Der unheimliche Würgewurm besaß nicht mehr die Kraft, mich festzuhalten. Der Arm rutschte von meinem Gesicht auch über die Schulter und klatschte auf den Sitz neben mir, so dass er auslief.

Ich reinigte hastig mein Gesicht, weil ich wenigstens etwas sehen wollte.

Zuerst entdeckte ich die alte Tafel. Oder vielmehr das, was von ihr übriggeblieben war. Nur Krümel!

Der wertvolle Fund war zerstört worden. Welche Kräfte da mitgespielt hatten, war mir nicht bekannt, auf jeden Fall musste das Auftauchen des Wurms unmittelbar etwas mit dieser alten Steinplatte zu tun gehabt haben.

Um genauere Zusammenhänge konnte ich mich jetzt nicht kümmern, denn es wurde inzwischen gefährlich. Der Wurm gab nicht auf. Er richtete sich auf.

Da stach ich abermals zu. Ich zielte auf seinen Kopf. Wenigstens nahm ich an, dass dort der Kopf saß, und mein geweihter Silberdolch drang tief in die weiche, schleimige Masse.

Wieder ließ ich das Messer stecken und zog es hoch bis zum Ende. Tief klaffte der Riss.

Noch mehr Schleim quoll aus der Wunde, und ich erkannte an den ersten Schnittstellen die bereits trockene Haut des unheimlichen Tieres. Sie war irgendwie zusammengezogen und wirkte wie Pergament. Auch in der Dicke.

In den nächsten Minuten beschäftigte ich mich nur mit diesem widerlichen Tier. Mein Dolch traf es überall. Die scharfe Klinge hinterließ tiefe Schnitte, und ich bekam mit, wie die Wunden

austrockneten und sich eine schorfige, dünne Haut bildete.

Der Wurm verging.

Ob sich die Magie meines Silberdolches dafür verantwortlich zeigte oder nur die Tatsache, dem Wurm Schaden zugefügt zu haben, das wusste ich nicht. Für mich zählte in diesen Augenblicken, dass ich ihn erledigt hatte.

Schweißüberströmt und eklig nach diesem glitschigen Zeug stinkend, ließ ich schließlich den Arm sinken. Izzis Diener, ich hatte keinen Zweifel, dass er es war, existierte nicht mehr. Ich konnte aufatmen. Endlich kam ich auch dazu, einen Blick über meinen Sitz nach hinten in den Fond zu werfen.

Dort musste er entstanden sein oder hatte sich zumindest da aufgehalten, denn auf dem Sitz sah ich die nassen Flecken.

Im Wagen wollte ich nicht mehr länger sitzen bleiben. Als ich die Tür aufstieß, sah ich drei Passanten auf dem Gehsteig stehen. Sie mussten meinen Kampf gesehen haben, schauten mich verwundert und auch ein wenig furchtsam an und eilten davon, als sie meinen Blick bemerkten.

Ich ließ erst einmal frische Luft in den Wagen, bevor ich daranging, ihn notdürftig zu säubern. Die vertrockneten Überreste landeten im Rinnstein. Der nächste Regen würde sie in einen Gully spülen. Mich selbst konnte ich nicht reinigen, wahrscheinlich musste auch der Wagen desinfiziert und sehr gründlich gesäubert werden, damit der letzte Rest Gestank ebenfalls verschwand.

Dieses Abenteuer allerdings hatte mir gezeigt, dass meine Gegner nicht schliefen. Sie waren eiskalt und ließen mich nicht aus den Augen. Izzi schien überall zu lauern.

Ich stieg wieder ein und startete. Auf Korsika war ich wirklich gespannt.

***

Sie hieß Colette Monet, war elf Jahre alt, und befand sich bereits seit zwei Wochen in dem Gefängnis.

Oft ist es so, dass Erwachsene eher durchdrehen als Kinder. Natürlich hatte Colette eine wahnsinnige Angst gehabt. Besonders in den ersten Tagen, denn die Männer, mit denen sie zu tun hatte, machten auf sie einen schlimmen Eindruck. Sie waren vom Äußeren her durch die Bank finstere Typen, mit dichten Bärten und harten Augen.

Colette war nie in ihrem Leben geschlagen worden. Sie hatte Angst vor Schlägen, aber die Männer vergriffen sich nicht an ihr. Sie ließen sie in Ruhe.

Drei Tage sprach keiner mit ihr. Das Essen wurde gebracht, und zweimal am Tag führte man sie zu einem Loch, das als Toilette diente. Allerdings nur morgens und abends, so dass Colette nicht sehen

konnte, wo sie sich befand.

Irgendwann hatte sich dann doch ein Gespräch mit dem Mann entwickelt, der ihr das Essen brachte.

Schon in der Schule war Colette ein aufgewecktes Mädchen, dem niemand so leicht etwas vormachen konnte. Sie war überall dabei und wegen ihres geringen Körpergewichts nannte man sie nur die Spinne.

Ihr Haar war blond, und die Mutter flocht es immer zu Zöpfen zusammen. Jetzt allerdings hing es strähnig bis auf ihre schmalen Schultern, und Waschgelegenheiten gab es für Colette kaum. Zweimal nur war jemand mit einem Eimer Wasser gekommen.

Zwischen Marcel und Colette hatte sich eine Art Vertrauensverhältnis entwickelt. Colette erzählte, dass ihre Eltern kein Geld hatten. Sie konnten den Banditen nichts geben.

Das wussten die inzwischen auch, und sie suchten nach einer Möglichkeit, das Mädchen loszukriegen.

Dann erreichte sie die Nachricht, dass ein Unterhändler auf dem Wege war. Jaques Carru, der Chef, horchte auf. Gerüchte besagten, dass die Eltern versuchten, einen Teil des Geldes aufzutreiben. So musste Colette eben noch bleiben.

Marcel, ihr Bewacher, war ein gutmütiger Typ. Und er mochte Kinder leiden. Er hatte selbst zwei gehabt. Sie waren gestorben. Eine tückische Krankheit hatte sie dahingerafft.

Die beiden unterschiedlichen Menschen freundeten sich sogar an. Colette kam aus Frankreich, ihr Vater war Reporter bei einer großen Tageszeitung. Über Korsika und die Probleme des Landes wusste sie mit ihren elf Jahren nichts.

Wieder einmal brachte Marcel das Essen. Der Rhythmus hatte sich allerdings verändert. Sie bekam jetzt dreimal am Tag etwas. Morgens, mittags und auch am Abend.

»Na, wie geht es dir, kleine Mademoiselle?« fragte Marcel und stellte das Holztablett ab, bevor er sich neben Colette zu Boden fallen ließ.

»Nicht gut.«

»Und warum nicht?«

»Ach, weißt du, ich will mal raus.« Colette warf ihre blonden Haare nach hinten und schaute auf die schmutzigen Finger.

»Bald ist es soweit, das verspreche ich dir.«

Das Mädchen schaute seinen Bewacher an. Sie sah einen Mann vor sich, dessen Haar zu einer wilden, natürlichen Lockenpracht gewachsen war. Dazwischen jedoch, genau auf dem Kopf, glänzte eine kleine freie Fläche. Dort verlor Marcel die Haare. Zuerst hatte Colette sich vor ihm gefürchtet, weil über seine Stirn eine dunkel rote Narbe lief, die ein Messerstich hinterlassen hatte. Diese Narbe entstellte das Gesicht des Banditen, sie änderte allerdings nichts an seinem Verhältnis und der Einstellung Kindern gegenüber.

»Was gibt es denn?« wechselte Colette das Thema.
»Ohhh, gute Sachen.«
»Das sagst du nur.«
»Habe ich auch gegessen.«
»Ehrlich?« Colette schaute ihren Bewacher an und sah das Messer und die Pistole in seinem Gürtel.
»Ja.«
»Und wie hat es geschmeckt?«
»Der Ziegenkäse besonders gut. Das Brot auch, und das Wasser ist frisch.«
»Dann werde ich es probieren. Gibt es denn eine Quelle in der Nähe, Marcel?«
»Klar.«
»Kann ich sie sehen?«
Der Bandit wand sich. »Wenn es nach mir ginge, sofort, aber da sind noch die anderen und auch mein Chef. Die würden mich ausstoßen, wenn ich dich rausließe.«
»Aber es wird doch dunkel. Und außerdem sind die anderen weggegangen.«
»Woher weißt du das?«
»Ich habe durch einen Spalt in der Wand geschaut. Zwei sind zurückgeblieben, du und Pal. Der ist auch weggegangen, obwohl er es nicht durfte, das alles habe ich gehört.«
»Du hast ja Ohren wie ein Luchs.«
»Ich passe eben nur auf.« Colette nahm von dem Käse und brach das weiße Brot. Es war nicht mehr frisch, sondern ziemlich zäh, aber das Mädchen hatte Hunger und aß.
Marcel schaute ihr zu. Er lächelte, und er kam sich wie ein Schwein vor, dass er hier auf die Kleine Acht geben musste. Er hatte nichts gegen das Banditentum einzuwenden, doch dass sie Kinder entführten, widerte ihn an. Seiner Ansicht nach gab es andere Methoden, um an das große Geld zu kommen. Man musste eben die Großgrundbesitzer schröpfen, wie Robin Hood es vor einigen Hundert Jahren getan hatte.
Das Mädchen aß mit gesundem Appetit. Während sie kaute, schaute sie Marcel mit ihren blauen Augen an. »Wo ist eigentlich deine Frau?« fragte sie plötzlich.
»Wie kommst du denn darauf?«
Colette hob die Schultern. »Nur so.«
»Sie ist in einem Dorf zurückgeblieben.«
»Bei deinen Kindern?«
»Ja, dort, wo sie begraben sind.«
»Es muss schlimm sein, wenn die Kinder tot sind. Meine Eltern würden auch weinen.«
Die Worte trafen den Banditen. Er senkte den Kopf und presste die

Lippen zusammen. Bisher hatten sie noch kein Kind umgebracht, und er würde dies auch nicht können und sogar versuchen, es zu verhindern.

»Du sagst ja nichts, Marcel.«

»Ich denke nur nach.«

»Worüber denn?« Zwischen Colettes Zähnen verschwand das letzte Stück Weißbrot.

»Über gar nichts, an sich.«

Das Mädchen wischte seine Hände an dem schon schmutzigen Kleid ab. »Das glaube ich dir nicht, Marcel.«

»Wieso? Du kannst mich doch nicht einfach als einen Lügner bezeichnen.«

»Ich bin mir da nicht sicher.« Colette nahm im Schneidersitz Platz und wiegte den Kopf. »Marcel - ich… ich hätte da mal eine bestimmte Frage.«

»Bitte.«

»Magst du mich eigentlich?« Als sie den überraschten Blick des Mannes sah, formulierte sie konkreter. »Ich meine, sind wir so etwas wie Freunde geworden?«

»Das kann man sagen.«

»Was würdest du denn tun, wenn deine Freunde mich… na ja, du weißt schon. Falls mein Vater nicht zahlen kann.«

»Hör auf.«

»Doch, Marcel. Ich habe Gespräche gehört. Ihr wollt mich einfach totmachen, nicht?«

»Nein.«

»Aber warum sagen die anderen so etwas?«

»Weiß ich auch nicht.«

»Können wir nicht fliehen?« Auf diese Frage war es Colette angekommen, deshalb hatte sie erst um den heißen Brei herumgeredet. Nun aber war es heraus.

Marcels Kopf ruckte hoch. »Bist du eigentlich verrückt, Mädchen? Weißt du überhaupt, was du da gesagt hast?«

»Ja, ich will weg. Du kannst mitkommen, denn du kennst dich in den Bergen aus.«

»Das schlag dir mal aus dem Kopf. Und wenn ich weiterhin dein Freund sein soll, dann stelle diese Fragen nie wieder.« Heftig stand der Bandit auf und nahm auch das Tablett hoch.

»War auch nur 'ne Frage«, schwächte die junge Gefangene ab.

»Vergiss sie.«

»Aber nach draußen darf ich doch?« Bittend schaute das Mädchen seinen Bewacher an.

Marcels Widerstand schmolz wie Butter in der Sonne. Er hatte ein weiches Herz, zu weich für den Job, und wenn Colette stärker gebohrt

hätte, wäre er vielleicht sogar mit ihr geflohen.

»Das geht nicht.«

»Es ist keiner da, Marcel. Außerdem hören wir es, wenn die anderen zurückkommen.«

Der Bandit wiegte den Kopf. »Also wenn du unbedingt willst… aber nichts den anderen sagen.«

»Nein, Marcel, nein.« Die Kleine sprang an dem großen Mann hoch und küsste ihn.

Marcel musste wieder an seine Tochter denken. Sie wäre auch elf Jahre gewesen und hatte ihn noch kurz vor ihrem Tod so umarmt wie Colette jetzt. Er schluckte.

»Ist ja schon gut, Kind, wir werden einen kleinen Spaziergang machen. Frische Luft tut dir gut. Lange wirst du bestimmt nicht mehr bei uns bleiben.«

»Das hast du so oft gesagt.«

»Aber heute stimmt es. Ich habe da so ein Jucken am großen Zeh. Ein gutes Zeichen.«

»Hat mein Großvater auch immer gesagt!« lachte das Mädchen, nahm die Hand des Mannes und zog ihn aus der kleinen, direkt an eine Bergwand gebauten Holzhütte.

Es war noch nicht völlig finster. Das Versteck befand sich in einem engen, ziemlich hoch gelegenen Tal. Wenn der Wind durchfuhr, brachte er Kälte mit. Colette zog die Strickjacke an, die ihr viel zu groß war. An den Hängen klebten Schneereste. Im Dämmer wirkten sie weißer, als sie in Wirklichkeit waren.

Nach den mit Geröll übersäten und spärlich mit Gras bewachsenen Hängen stießen rauhe Felswände in die Höhe. Sie waren kantig, mit Überhängen bedeckt und Vorsprüngen bestückt. Es war schwer, diese Hänge hochzuklettern. Sie lagen jetzt im Schatten und waren mehr zu ahnen als zu sehen.

Colette blieb neben ihrem Bewacher vor der Hütte stehen und schaute sich um.

»Wo willst du hin?« fragte Marcel.

»Nur gehen.« Sie streckte ihren Arm aus. Die Verlängerung des kleinen Zeigefingers bildete der schmale Weg, der das Tal durchschnitt. Er endete in entgegengesetzter Richtung an den Hütten. Es gab drei insgesamt. Zwei dienten den Banditen als Unterschlupf. Die beiden waren aus Steinen errichtet worden, wobei die Fenster mehr aussahen wie Schießscharten.

Reifenspuren auf dem Untergrund vor den Hütten zeugten davon, dass die Banditen auch Fahrzeuge besaßen. Im Augenblick war kein Wagen zu sehen.

»Wo sind die anderen denn?« fragte Colette. »Geht es da um mich?«

»Möglich.«

»Aber mein Vater kann das Geld nicht aufbringen«, sagte Colette mit weinerlicher Stimme.

Marcel wollte der Kleinen Mut machen. »Da ist wohl ein Mann gekommen, der mit Jaques verhandeln will.«

»Wie heißt er denn?«

»Ty, habe ich gehört.«

Colette lachte. »Onkel Ty. Das ist gut. Der ist toll, du. Er ist auch Reporter, kennt die ganze Welt. Er war sogar in Asien und in Afrika, und er bringt mir immer etwas mit, wenn er von seinen Reisen kommt.«

»Dann wird er es schaffen.«

»Glaube ich auch.« Colette war plötzlich aufgeregt. »Komm, lass uns noch ein Stück gehen!«

»Und wohin?«

»Wo ist denn der Galgenberg?«

Die beiden waren ein paar Schritte gelaufen, jetzt blieben sie stehen. Das lag vor allen Dingen an Marcel, der auf den Kopf der kleinen Colette schaute. »Was weißt du über den Galgenberg?«

»Ich habe gehört, wie deine Freunde darüber sprachen.«

»Vergiss ihn!«

»Kann man ihn von hier sehen?«

»Fast.«

»Dann zeig ihn mir doch.«

»Nein, das geht nicht.«

»Und warum nicht?«

»Weil… also weil es dort spukt. Ehrlich.« Marcel wand sich wie ein Wurm.

»Es gibt doch keine Geister.«

»Das sagst du so.«

»Hast du denn welche gesehen, Marcel?«

»Nein, und da bin ich auch froh.«

»Woher weißt du dann, dass es Geister gibt?«

»Weil es mir andere erzählt haben.«

»Toll.«

»Das finde ich gar nicht. Mit Geistern und Geschöpfen der Nacht sollte man nicht scherzen.«

»Ach, das sind nur Geschichten.«

»Nein, nein, meine Kleine. Es gibt die Geister, und sie sind sehr gefährlich.«

»Das glaube ich nicht.« Colette Monet blieb stehen. »Du hast den Galgenberg doch oft gesehen oder?«

»Ja.«

»Waren da Geister?«

»Geister sind unsichtbar. Sie leben im Berg.« Marcel bückte sich,

legte seine breiten Hände auf die schmalen Schultern des Mädchens und schaute es an. »Manchmal, wenn es sehr still ist, hört man plötzlich ein Heulen«, erzählte er mit flüsternder Stimme. »Dann weiß man, dass die Geister erwacht sind.«

»Das ist der Wind!«

»Nein, Colette. Ohne Wind. Glaube mir. Das Heulen entsteht ganz plötzlich.«

»Auch in dieser Nacht?«

»Möglich. Das kann man nie so vorhersagen.«

»Ich will den Berg sehen.« Colette riss sich los und rannte davon. Sie nahm den Weg, der zum Talende führte, denn von dort hatte sie einen guten Blick auf die nahe Bergwelt.

Marcel fluchte. »Diese Wildkatze!« schimpfte er, doch seinem Tonfall war anzumerken, dass er es nicht so ernst meinte. Schnell konnte Colette nicht laufen. Marcel würde sie immer einkriegen. Aus diesem Grunde beeilte er sich nicht allzu sehr.

Da blieb Colette auch schon stehen. Von ihrem Platz aus konnte sie den Galgenberg sehen. Auf einmal schrie sie. »Marcel, Marcel! Komm! Beeil dich!«

Der Bandit rannte. Er brauchte ein paar Sprünge, um das Mädchen zu erreichen. Da wurde ihm klar, weshalb Colette so geschrien hatte. Auch ihm lief es kalt über den Rücken.

Es war ein seltsam helles Nachtlicht, und deshalb hob sich der Galgen auf dem Berg besonders scharf ab. Das Gerüst selbst sah aus wie immer. Nur mit der Schlinge stimmte etwas nicht.

In ihr baumelte ein Mann…

***

Marcels Handflächen wurden feucht. Der Schweiß drang aus den Poren, sammelte sich und lief bis an seine Finger. Trotz der Entfernung erkannte er den Mann am Galgen.

Es war Pal! Sein typischer Körperbau war einfach nicht zu übersehen, denn er hatte einen leichten Buckel. Im Tal war der Wind so gut wie eingeschlafen, oben auf der Bergkuppe blies er noch, und der Erhängte schaukelte von einer Seite zur anderen.

»Gütiger Himmel!« flüsterte Marcel und schlug hastig ein Kreuzzeichen. »Die Geister sind zurückgekommen.«

Er merkte kaum, dass sich Colette fest an ihn klammerte. Das Mädchen zitterte wie Espenlaub. Auch sie konnte den Anblick nicht verkraften. Klar und deutlich, als wäre die Szene ein Scherenschnitt, so hob sich die Gestalt mitsamt dem Galgen von der Bergkuppe und von dem bläulich schimmernden Himmel ab.

Colette schluchzte auf. »Ich… ich habe Angst«, flüsterte sie.

Marcel nickte. Mit fahrigen Bewegungen wischte er seine Hände an

der Hose ab. Sprechen konnte er nicht, die Furcht saß einfach zu tief. Sie schnürte ihm die Kehle zu.

»Wir… wir müssen weg«, sagte Colette. »Schnell, komm…«

Diesmal hatte der Bandit nichts dagegen. Allerdings mussten sie noch einmal zur Hütte, weil Marcel einen Mantel mitnehmen wollte. Die Nächte in den Bergen waren verflucht kalt, und der Frost breitete sich jetzt schon aus.

Der Bandit hielt Colette an der Hand gefasst, als sie rannten, die Hütte betraten und Marcel seinen gefütterten Mantel aufnahm. Er fand auch noch eine Decke, die er der kleinen Colette in die Hände drückte. »Wenn es dir zu kalt wird, leg sie über.«

Das Mädchen nickte.

Marcel dachte auch daran, sein Schnellfeuergewehr mitzunehmen, ließ jedoch davon ab, die Waffe war schwer und konnte auch hinderlich sein.

»Komm«, drängte er.

»Wo sollen wir denn hin?«

»Wir verlassen die Berge, gehen ins Dorf und von dort aus weiter. Ich bringe dich in die Stadt, wo es ein Telefon gibt.«

»Hast du auch Geld, um zu telefonieren?«

»Ja, ein wenig schon.«

Die beiden hielt nichts mehr in der Hütte. Marcel hatte mit dem sicheren Instinkt eines jahrelang Gehetzten gespürt, dass sich Ereignisse anbahnten, die ihn und das Mädchen überrollen konnten. Er wollte auf keinen Fall zwischen die Mahlsteine geraten, deshalb mussten sie von hier verschwinden.

»Kennst du den Weg?« wollte Colette wissen.

»Klar. Er ist aber weit. Hoffentlich bist du nicht zu müde, mein Kleines.«

»Nein, nein, ich schaffe es.«

»Wenn du nicht mehr kannst, verstecken wir uns und machen eine Pause.«

Colette nickte. »Wie in einem Abenteuerbuch.«

»So ähnlich.«

Inzwischen hatten sie schon fast die Stelle erreicht, von wo aus sie den Galgenberg sehen konnten.

Wie vor eine Wand gelaufen, blieben beide stehen. Ihr Blick fraß sich an dem Galgen fest. Beide konnten es einfach nicht glauben, aber ihre Augen trügten sie nicht.

Der Gehängte war verschwunden! Nur noch die Schlinge baumelte im Wind. Den Toten schien der Berg gefressen zu haben…

***

Den Flug hatten wir hinter uns!

Der Ort, in dem die Chartermaschine von Frankreich aus gelandet war, hieß Calenzana. Ich hatte mir sagen lassen, dass es hier den einzigen Flugplatz der Insel gab. Im Osten begannen die Berge.

Überhaupt bestand die Insel fast nur aus Gebirge. Grüne Landschaft existierte nur in Nähe der Küste.

Zollformalitäten klappten reibungslos. Aber nicht durch Sir James Powells Einwirken, sondern durch die Beziehungen des Reporters Ty Everett. Zwei Scheine wechselten den Besitzer. Ihren Platz fanden sie unter der Mütze des Beamten, danach durften wir anstandslos passieren.

Ich grinste. »Sie kennen sich aus, Ty.«

»Und wie. Bin schließlich weit herumgekommen. Und die beste Eintrittskarte ist noch immer ein dicker Dollarschein. Dagegen kämpft sogar die Inflation vergebens.« Er grinste.

Der Flughafen lag etwas außerhalb der Stadt. Er besaß natürlich einen Parkplatz, und hier hatte Ty seinen Range Rover abgestellt. Die Luft war klar, zudem etwas kühl, und die Berge lagen wie ein gewaltiges Meer aus Stein unter dem blaugrauen Himmel.

Mit Waffen hatte ich mich gut eingedeckt. Der Bumerang war inzwischen auch wieder hinzugekommen, und auch Desteros Schwert hatte ich nicht vergessen.

Wir waren zu viert. Und das mussten wir auch sein, wenn es wirklich gegen Izzi ging. Zudem fehlten Myxin und Kara, die uns in L.A. geholfen hatten. Die beiden hielten sich, soviel ich wusste, bei der Wahrsagerin Tanith in Paris auf. Die Astrologin, die ich inzwischen kennen gelernt hatte, wollte das Geheimnis um den Kelch des Feuers näher ergründen, der im Kampf gegen Asmodina eine nicht unerhebliche Rolle gespielt hatte. [3]

Bill nahm neben dem Fahrer Platz. Suko und ich hockten uns auf den Rücksitz. Getankt werden musste auch noch. Ein halber Tag Fahrt lag vor uns. Durch ein Land, das selbst der Teufel nicht mochte. So jedenfalls erzählte Ty Everett.

Als er Benzin zapfte, drehte sich Bill um. »Wie heißt der Ort noch, in den wir fahren?«

»Clemenza.«

»Den Namen kann ich mir nie merken.« Er grinste und rieb sich die Hände. »Auf Izzi bin ich gespannt.«

Ich winkte ab. »Hör auf. Wenn du in L.A. dabei gewesen wärst, würdest du anders reden.« Suko nickte zur Bestätigung.

Bill wechselte das Thema abermals. »Hast du dein Misstrauen gegen Ty inzwischen abgebaut?«

Ich hob nur die Schultern.

»Sei froh, dass wir ihn haben. Der kennt diese Gegend hier. Allein hätten wir das Kaff bestimmt nicht gefunden.«

»Ich sage ja nicht…«

Ty kehrte zurück. Er wuchtete sich hinter das Lenkrad, rammte die Tür zu und meinte: »Zwei Reservekanister habe ich ebenfalls auffüllen lassen. Das ist sicherer.« Er startete.

»Ich bin nur gespannt, wie die Banditen reagieren werden, wenn sie uns sehen«, sagte Suko.

»Das lassen Sie nur meine Sorge sein«, erklärte Ty. »Ich werde die Typen schon klein kriegen.«

»Hoffen wir das beste«, lautete mein Kommentar.

»Als Bulle muss man wohl Pessimist sein - oder?«

»Nein, denn dann könnte man den Job hinschmeißen. Man muss Realist sein.«

»Gibt es da einen Unterschied?«

»Für mich immer noch, trotz der bescheidenen Weltlage.«

Von dort an versiegte unser Gespräch. Die ersten Meilen waren noch gut zu fahren. Dann ging es in die Berge. Mit zunehmender Höhe wurde die Straße schlechter. Asphalt gab es schließlich nicht mehr, und so rollten wir über eine Piste.

Der Rover schaukelte und schüttelte sich. »Geht das immer so weiter?« fragte. Bill.

Ty lachte. »Das ist erst der Anfang. Diese Straße hier ist noch gut. Warte ab, bis wir in den Bergen sind. Da wirst du richtig durcheinander gefedert.«

Dörfer sahen wir ebenfalls. Allerdings nicht auf der Höhe, sondern in den Tälern. Manchmal standen die Häuser eng beisammen und scharten sich um die Kirche mit dem hohen Turm, dann wieder waren die einzelnen Gebäude der Orte weit verteilt.

Von Verkehr konnte man hier nicht reden. Zweimal begegnete uns ein Lastwagen. Soldaten hockten auf der ungeschützten Ladefläche. Die Männer schützten ihre Gesichter mit Schals gegen den schneidenden Fahrtwind.

In Korsika gärte es politisch. Die Korsen wollten weg von Frankreich und schielten mit einem Auge nach Moskau.

Manchmal überholten wir Esel. Die meisten waren mit Körben und Lasten hochbepackt. Ihre Besitzer trotteten hinter den Tieren her, dick eingemummt in warme Kleidung.

Eine blasse Wintersonne schien. Schneeflocken wurden zu regelrechten Feldern, besonders in den Schattenlagen, wo wenig Sonne hinkam.

Ich rauchte eine Zigarette. Bill nuckelte ebenfalls an einem Sargnagel, und Suko schaffte es als einziger von uns, die Augen zu schließen und zu dösen.

Ty Everett hatte nicht übertrieben. Als wir uns mitten in dem gewaltigen Gebirgsmassiv befanden, wurde der Weg nicht nur

schmaler, sondern auch schlechter. Schlaglöcher säumten ihn in unregelmäßiger Reihenfolge. Jetzt wurde auch Suko wach. Ich grinste schadenfroh.

»Was ist?« fragte der Chinese.

»Nichts.«

Suko reckte sich. Er schaute aus dem Fenster. Dünner Staub wurde von den Reifen hochgewirbelt.

An feuchten Stellen war es auch Matsch. Auf manchen Pfützen schimmerte noch eine dünne Eisschicht.

Zwei Stunden dauerte die Fahrt. Gefälle, Anhöhen, Kurven, schlechte Pisten. Ein ewiges Wechselspiel.

Einmal fragte Ty Everett, ob wir eine Pause einlegen wollten. Einstimmig entschieden wir uns dagegen.

Immer mehr Zeit verfloss. Es wurde Nachmittag, auch der verging, und die Dämmerung wanderte wie ein unendlicher grauer Schatten über den Himmel.

Auch Bill wurde es zuviel. »Wie lange fahren wir denn noch, Mann?«

»Nicht länger als zehn Minuten.«

»Und du bist dir sicher?«

Ty nickte.

»Na denn.«

Er behielt recht. Als wir in eine Senke hineinrollten, sahen wir nicht nur steinige, karge Felder an den Berghängen, sondern auch die Häuser des Dorfes Clemenza. Steinhäuser mit flachen Dächern. Manche schimmerten rötlich, wenn Ziegel verwendet worden waren, andere wiederum bestanden aus den gleichen Steinen wie die Grundmauern.

Zwei Bauern, die auf ihren Feldern arbeiteten, schauten uns nach. Praktisch mit dem letzten Rest des Tageslichts fuhren wir nach Clemenza ein.

»Und wohin?« fragte Bill.

»Erst einmal zum Pfarrer«, erwiderte Ty. Er kurvte in eine enge Gasse. Das Geräusch des Motors trieb Kinder von der Fahrbahn in die Hauseingänge, von wo sie dem Range Rover nachstarrten. »Ich muss dem Mann schließlich den Verbleib des Fundstücks erklären.«

»Er kann froh sein, dass es so gekommen ist«, machte ich mich vom Rücksitz her bemerkbar.

»Das erklären Sie ihm mal selbst.«

»Werde ich auch.«

Wir fuhren auf die Kirche zu. Davor gab es einen kleinen Platz. Einige Menschen hatten sich dort versammelt und sprachen miteinander. Zumeist waren es Frauen. Als wir stoppten, sahen sie uns aus großen Augen an.

Jeder von uns war froh, die Fahrt hinter sich zu haben. Zumindest

den ersten Teil, denn zum Galgenberg war es noch ein schönes Stück. Da wollten wir hinfahren.

Wie Suko, Bill und Ty Everett reckte auch ich mich, brachte Bewegung in meinen müden Kreislauf, und Ty schritt auf eine Gruppe von Menschen zu. Er sprach mit ihnen. Was sie redeten, konnten wir nicht verstehen, die Leute zeigten nur immer auf das Pfarrhaus.

Everett kam zurück. Unter seinen Schuhen knirschten die Steine.

»Was ist los?« fragte Bill.

»Der Pfarrer ist nicht da.«

»Ist das hier ein Grund, beunruhigt zu sein?« wollte ich wissen.

»Ja, denn er hätte jetzt die Messe lesen müssen. Nun ist er nicht aufzufinden.«

»Sehen wir nach«, schlug Suko vor und nahm mir damit das Wort aus dem Mund.

Bill bedachte mich mit einem schrägen Blick. Ein Schritt brachte mich neben den Reporter. »Vermutest du Ärger?« fragte mein Freund. Ich nickte.

»Wieso?«

»Wenn ich die Menschen hier sehe, die sich keinen Rat wissen, dann ist das nicht normal. Welcher Pfarrer lässt schon seine Messe sausen, es sei denn, er wäre krank.«

»Sicher, wenn du das so siehst.«

Suko und Ty Everett waren schon vorgegangen. Wir beeilten uns, sie einzuholen. Über einen plattierten Weg schritten wir, bis wir vor der Tür des Pfarrhauses stehen blieben. Dort trafen wir nicht nur mit Suko und dem Reporter zusammen, sondern sahen auch zwei ältere Männer, die ein wenig ratlos wirkten.

»Wir haben geklingelt«, erklärte der eine in einem stark dialektbeeinflussten Französisch, »aber es hat niemand geöffnet.«

»Gibt es sonst noch was?« wollte Everett wissen.

»Ja, wir haben Geräusche vernommen.« Der Sprecher hob die Schultern. »Ziemlich seltsame Geräusche.«

»Inwiefern?«

»Das klang wie ein Poltern.«

Er hatte den Satz kaum ausgesprochen, als wir es ebenfalls vernahmen. Dumpf drang das Geräusch durch die dicke Tür. Uns allen war klar, dass im Innern des Hauses einiges nicht stimmte.

»Die Tür schaffen wir nicht«, sagte Suko.

»Aber das Fenster.« Ich winkelte schon den Ellbogen an. Neben der Tür, etwa kinnhoch, befand sich ein Fenster. Ich sprang hoch und hieb gleichzeitig mit dem Ellbogen zu.

Die Scheibe zersplitterte. Dann zog ich die Beretta und schlug mit dem Griff einige spitze Scherben aus dem Kitt. Suko hatte bereits die Hände zu einer Stütze gefaltet. Ich hob das rechte Bein, stieg hinauf

und kroch durch die Öffnung. Dabei vernahm ich Ty Everetts Stimme. »Licht gibt es nicht.«

Im Raum war es düster. Spärlich präsentierte sich die Einrichtung. Ich sah die Umrisse einiger Möbelstücke und schaute nach, ob unter dem Fenster etwas stand.

Da war nichts.

Ich sprang von der Bank, kam sicher auf den Boden und öffnete sofort die Tür, um meine Freunde einzulassen. Taschenlampen hatten wir mitgenommen. Drei Lichtspeere zerschnitten die Dunkelheit.

Sie wurden geschwenkt und huschte geisterhaft über die Möbelstücke.

Ein Schrank, ein Tisch, ein Regal mit Büchern. Alles stand an der nackten Wand.

Im Hintergrund des Zimmers entdeckten wir einen Durchgang. Und dort hörten wir auch die dumpfen Geräusche.

Ich war als erster eingestiegen und übernahm auch die Führung. Mit der Lampe leuchtete ich in den Gang. Hinter mir schwenkten Suko und Bill ihre Lichter, die sich zu einem großen Kreis vereinigten, genau dort, wo der Pfarrer lag.

Er war gefesselt. Blut lief über sein Gesicht, ein Knebel hinderte ihn am Reden, aber er hatte es geschafft und schlug mit den Füßen gegen die Tür eines schmalen Schranks, der an der Wand stand.

Sofort kümmerten wir uns um den Mann. Wir lösten Knebel und Fesseln und brachten den Pfarrer in einen Nebenraum, wo ein altes Eisenbett stand, über dem ein schlichtes Holzkreuz an der Wand hing.

Der Geistliche atmete schwer. Er wollte etwas sagen, und wir sahen ihm an, welche Mühe ihm das Sprechen bereitete.

»Wasser!« verlangte ich. Bill Conolly schickte Ty Everett. Der kannte sich hier besser aus.

Mit einem Taschentuch tupfte ich dem Geistlichen das Blut von der Stirn. »Alles okay«, sagte ich, »Sie sind in Sicherheit.« Hoffentlich verstand er mein Französisch.

Sein »Merci« war nur gehaucht.

Er bekam sein Wasser. Ich hielt das Glas gegen seine Lippen. Die Hälfte rann daneben und versickerte im Kragen, die andere Flüssigkeit schluckte er hinunter.

Menschen aus dem Dorf betraten das Zimmer. Wir schickten sie nicht weg. Sie konnten sich um den Pfarrer kümmern.

Dann redete der Geistliche. »Sie, sie waren da«, krächzte er mit kaum zu verstehender Stimme. »Ich habe das Unheil geahnt, jetzt ist es nicht mehr aufzuhalten. Sie wollten die Tafel, die ich nicht hatte. Sie wollten sie mitnehmen. Izzi…«

Der Name war gefallen und elektrisierte uns. »Was ist mit Izzi? Wer waren die Männer?«

»Gefährlich. Sie… sie sind seine Diener. Würmer… riesig. Geben Sie acht…«

»Und wo können wir sie finden?«

»Galgenberg… Izzi…« Es waren die letzten beiden Worte des Geistlichen. Danach wurde er bewusstlos.

***

»Komisch«, sagte die kleine Colette. »Ich habe gar keine Angst mehr. Wirklich nicht…«

»Da geht es dir besser als mir«, erwiderte Marcel.

»Wieso? Hast du Angst?«

»Ja.«

»Dann beschütze ich dich.«

»Das finde ich toll.«

Das ungleiche Paar hatte bereits eine Strecke hinter sich gebracht. Die beiden marschierten durch eine schweigende Bergwelt. Sie hatten sich nicht ins Gelände geschlagen, sondern waren auf den schmalen Pfaden geblieben. So kürzten sie zwar nicht ab, doch der Weg war bequemer zu laufen.

Es war kälter geworden. Colette hatte sich in die Decke gewickelt. Sie bedeckte sogar ihren Kopf, nur das schmale kleine Gesicht schaute hervor.

Es dauerte etwas, bis der schmale Pfad sich talwärts schlängelte. Solange befanden sie sich noch auf der Höhe, und wenn sie sich umwandten, lag der Galgenberg immer in ihrem Blickfeld.

Finster und furchteinflößend hob sich der Galgen ab. Marcel war wirklich kein Angsthase, er hatte im Leben meist die rauhen Seiten kennen gelernt, doch wenn er den Galgen sah, beschlich ihn ein unbehagliches Gefühl.

Der Wind war noch mehr aufgefrischt. Man hörte ihn säuseln und manchmal klagen, wenn er durch Felsspalten und Ritzen pfiff. Hin und wieder bewegte er kleinere Steine, die dann die Abhänge hinunterrollten und manchmal sogar den schmalen Weg übersprangen.

Es gab keine Bäume in diesem Teil des Gebirges. Alles wirkte wie abgefressen, als hätte ein gewaltiger Kahlschlag die Natur vernichtet.

»Kannst du noch?« fragte Marcel. Colette nickte. »Wenn nicht, sag es mir, ich werde dich dann tragen.«

Erstaunt schaute sie zu ihm hoch. »Ich bin schließlich vor drei Monaten elf geworden.«

Marcel lachte. »Entschuldige, das vergaß ich. So ein kleines Mädchen bist du ja nicht mehr.«

»Genau. Und ich habe schon einen Freund.«

»Wie heißt er denn?« Marcel tat sehr überrascht.

»Pierre. Er wohnt zwei Straßen weiter und spielt Fußball. Er ist sogar Libero.«

»Noch toller.«

Mit solchen und ähnlichen Gesprächen versuchte auch Marcel, seine eigene Furcht zu unterdrücken.

Denn die hatte er. Der Bandit dachte an seinen erhängten Kumpan, der so plötzlich verschwunden war. Und er wollte nicht glauben, einen Toten in der Schlinge gesehen zu haben. Wie er sich allerdings von diesem Galgen hatte lösen können, war für Marcel ein Rätsel.

Da keine Wolken aufkamen und die Luft klar blieb, war der Galgen immer in Sicht. Zwar kleiner wegen der größeren Entfernung, doch zu sehen. Schließlich atmete Marcel auf. »So«, sagte er noch und nickte irgendwie zufrieden.

Colette hatte seinen Kommentar vernommen. »Was ist denn los?« fragte sie.

Der Bandit blieb stehen und deutete nach vorn. »Siehst du da die Kurve, die der Weg macht?«

»Ja.«

»Hinter der Kurve beginnt der Abstieg.«

»Was heißt das?«

Marcel ging in die Knie. »Was das heißt? Dass wir uns nach der Kurve nicht mehr auf der Höhe befinden wie jetzt, sondern dem Tal zugehen, meine Kleine.«

»Und dann ins Dorf?«

»Genau.«

Colette jubelte. Sie riss sogar ihre Arme hoch, und die Decke verrutschte. »Dann haben wir ja alles hinter uns!«

»Noch nicht, noch nicht…«

»Aber du sagtest doch, dass wir bald im Dorf sind.«

»Nein, meine Kleine, gesagt habe ich das so nicht. Wir werden sogar noch weiter laufen müssen als die Strecke, die hinter uns liegt, aber wir sehen jetzt unser Ziel.«

Colette nickte.

Marcel konnte nicht anders. Er nahm die Kleine in den Arm. Irgendwie hatte er sich an das Mädchen gewöhnt. Es hätte wirklich seine Tochter sein können, und Colette würde ihm fehlen. Vielleicht ließ man ihn auch nicht am Leben. Wenn die anderen erfuhren, was er sich da herausgenommen hatte, würde die Bestrafung erfolgen. Auch würde ihm keiner den eigentlichen Grund der Flucht glauben. Die Leiche hing nicht mehr am Galgen. Sie war verschwunden. Irgendjemand hatte sie aus der Schlinge befreit.

Hatte er das wirklich? Und wenn, dann hätten dies eigentlich nur Marcels Kumpane sein können, denn wer trieb sich sonst in den Bergen herum. Niemand, nicht einmal die Polizei. Ihr war die Gegend

zu unwirtlich. Zudem hatten die Beamten auch Angst, in einen Hinterhalt gelockt zu werden.

Seine Kumpane!

Der Gedanke wollte Marcel nicht loslassen. Aber warum hatten sie das getan? Es musste einen Grund geben. Wollten sie ihn vielleicht auf die Probe stellen? Hatten sie bemerkt, welch ein Verhältnis er zu der kleinen Gefangenen besaß?

Eine andere Möglichkeit konnte sich Marcel kaum vorstellen. Er rechnete damit, dass ihm allein eine Falle gestellt werden sollte. Demnach konnte er davon ausgehen, dass sie ihn beobachteten und seinen gesamten Weg bisher verfolgt hatten.

»So könnte ich immer stehen bleiben, Marcel«, sagte die kleine Colette.

»Weißt du was?« Als der Mann keine Antwort gab, sprach Colette weiter: »Ich werde Pierre nicht mehr als Freund nehmen, sondern dich. Bist du damit einverstanden? Freust du dich?«

Marcel schwieg. Er befand sich mit seinen Gedanken ganz woanders.

»He, Marcel.«

»Ja?«

»Hast du nicht gehört, was ich dir gesagt habe?«

»Nein, entschuldige.«

Das Mädchen wiederholte es. Da freute sich Marcel und presste Colette noch einmal an sich. »Soll ich dich tragen?« fragte er. »Möchtest du auf meine Schulter?«

»Nein, noch kann ich ja laufen. Komisch, sonst konnte ich nie so lange gehen.«

»Dann gehen wir mal weiter.«

Es war eine relativ dunkle Nacht. Zwar segelten keine dicken Wolken über den Himmel, doch auch der Mond war nicht zu sehen und nur wenige Sterne blinkten.

Zwischen den Felsspalten lauerte eine tiefe, pechschwarze Dunkelheit. An einigen freiliegenden Stellen war sie auch aufgehellt, vor allen Dingen dort, wo sich noch die Schneefelder befanden.

Marcels Nervosität hatte im Laufe der Zeit zugenommen. Irgend etwas passte ihm nicht. Er war in den Bergen aufgewachsen, man konnte ihn als einen Naturburschen bezeichnen, und er besaß fast die Witterung eines Tieres.

Marcel roch die Gefahr…

Sie war existent, sie war da, und sie hatte sich sogar verdichtet. Ohne dass er es eigentlich genau steuerte, war sein Gang schleichender und vorsichtiger geworden. Er schnupperte und witterte, auf seinem Rücken lag ein Schauer, seine Zunge fuhr über die spröden Lippen, in den Augen lag ein harter Glanz.

Auch Colette merkte etwas. »Was hast du denn, Marcel? Du bist so

komisch.«

»Nein, mein Schatz, nur vorsichtig.«

»Glaubst du, dass der Mann vom Galgen hinter uns herkommt?«

Ohne es vielleicht zu wollen, hatte Colette genau ins Schwarze getroffen. Marcels Gedanken beschäftigten sich in der Tat mit dem Erhängten, und er glaubte, seine böse Aura zu spüren. Jeder Geist, jedes Wesen strahlte eine gewisse Aura aus, ob Mensch, Tier oder Dämon. Und die Aura merkte er hier besonders stark. So stark sogar, dass er sich nicht traute, weiterzugehen.

Colette war verwundert. »Du bleibst stehen?«

»Ja.«

»Aber wir wollten so schnell wie möglich ins Dorf?« Ihre Stimme klang erstaunt.

»Natürlich.« Er gab die Antwort automatisch, weil er mit seinen Gedanken nicht bei der Sache war.

Dafür zog er sein Messer, eine lange blitzende Stahlklinge. Als Colette das Funkeln sah, bekam sie es mit der Angst zu tun, und sie stieß einen erschreckten Ruf aus.

»Keine Angst«, flüsterte der Bandit. »Das dient nur zu unserer Sicherheit.«

Er hatte erst die Pistole nehmen wollen. Wenn er allerdings schießen musste, würde man den Schuss sehr weit hören. Das passte ihm nicht, dann machte er andere nur unnötig aufmerksam.

Irgendwo über sich vernahm er ein Geräusch. Dann rollte ein Stein über den Hang und fiel dicht vor ihren Füßen auf den Weg. Ein Tier hatte den Stein lösen können, es musste nicht sein.

Marcel zog Colette nach links. Dort befand sich ein Hang, wo auch Felsen überstanden, die den beiden Flüchtlingen einigermaßen Deckung geben konnten.

Colette wollte etwas fragen. Sie zögerte, denn sie schaute in das harte angespannte Gesicht ihres Freundes und wusste instinktiv, dass es besser war zu schweigen.

Sekundenlang geschah nichts. Auch Colette rührte sich nicht. Wie Marcel atmete sie durch den offenen Mund. Nichts sollte die beiden verraten.

War alles eine Täuschung? Nein! Auf einmal hörten sie Schritte. Sie klangen dort auf, wo der Weg sich senkte. Dort kam jemand.

»Sei ganz ruhig«, wisperte Marcel. Er sprach so leise, dass Colette es kaum hören konnte. Sie nickte.

Marcel spannte sich. Seine Faust umschloss den Messergriff. Weiß sprangen die Handknöchel hervor, die Lippen in seinem Gesicht bildeten einen Strich, so hart hatte er sie zusammengepresst.

Noch war der andere so weit entfernt, dass sie ihn nicht sehen konnten. Aber sie hörten ihn genau.

Schritt für Schritt näherte er sich ihrem Versteck. Unter seinen Sohlen knirschten die kleinen Steine, und Marcel hatte einen schrecklichen Verdacht.

Ein wenig beugte er sich vor, lugte nach links - und sah den Schatten! Ein Mann kam.

Mit einem Sprung verließ Marcel die Deckung des Felshanges, stand breitbeinig auf dem Weg und hielt das Messer so in seiner Rechten, dass die Spitze auf den Ankömmling zeigte.

Die Augen des Banditen wurden groß. Unglauben stahl sich in den Blick. Der Mann, der ihm entgegenschritt, war ein alter Bekannter, ein Kumpan von ihm.

Es war Pal, der Gehenkte!

***

Wir standen vor dem Pfarrhaus und sprachen über die letzten Worte des Pfarrers.

Bill meinte: »Er muss mehr gewusst haben, als er zugegeben hat!«

Wir nickten. »Und auch über Izzi und den ganzen Fall«, präzisierte Ty Everett.

»Aber Sie hat er nicht weiter eingeweiht?« wandte ich mich an den Reporter.

»Nein.«

Zwei kräftige Männer trugen den Pfarrer aus dem Haus. Sie hielten ihn an Beinen und Schultern gefasst. Zwei andere hatten eine primitive Trage geholt, auf die der Geistliche gelegt wurde. Zu viert trugen sie den Pfarrer weg.

»Hoffentlich übersteht er es«, sagte Bill.

»Ich glaube, der Pfarrer hat eine gute Konstitution«, meinte Suko.

Die anderen Menschen betrachteten uns scheu. Wir waren Eindringlinge, Fremde. Und mit Fremden hatte man in diesen kleinen Bergdörfern nicht viel am Hut. Die Blicke wurden auch böse und ärgerlich.

Ich hatte das Gefühl, dass man uns die Schuld an dem Zustand des Pfarrers in die Schuhe schob.

»Was machen wir?« fragte Bill.

»Wir müssen zum Galgenberg«, erwiderte Ty Everett. »Daran geht kein Weg vorbei.«

Der Meinung waren wir alle.

»Wie lange wird die Fahrt Ihrer Ansicht nach dauern?« wollte ich noch wissen.

»Wenn wir schnell fahren, vielleicht zwei Stunden«, lautete die Antwort.

»Und Sie kennen den Weg?«

»Ja, ich wollte mich dort mit Carru treffen, um über die Freilassung

des Mädchens zu verhandeln.«

»Gut, Mr. Everett, fahren wir.«

Der Range Rover stand nur ein paar Schritte entfernt. Wir stiegen ein und nahmen die gleichen Sitzpositionen ein wie zuvor. Als der Motor ansprang, gingen die Menschen, die in Fahrtrichtung des Rovers standen, zur Seite. Wie helle Geisterfinger fuhr das Licht der Scheinwerfer über ihre Gestalten.

Ty Everett fuhr langsam über den kleinen Platz vor der Kirche. Er bog wieder in die Gasse ein.

Sie lag dunkel vor uns. Hinter einigen Fenstern allerdings sah ich einen schwachen, zuckenden Schein. Die Menschen hatten Lampen oder Kerzen angezündet. Jeder im Dorf schien durch das Ereignis aufgeschreckt worden zu sein.

Ty erklärte uns, dass wir auf die Hauptstraße mussten, dann durch den Ort fahren, um auf die Straße zu kommen, die direkt in die unwegsamen Berge führte.

An der Einmündung der Gasse stoppte Ty Everett. Er drehte das Lenkrad nach links, und wir bogen in die ungepflasterte Hauptstraße ein.

Sehr eng standen die Häuser beieinander. Sie waren auch nicht hoch und besaßen flache Dächer.

Aus manchen Kaminöffnungen quoll Rauch.

Die Straße war menschenleer. Vor manchen Häusern sahen wir schmale Gehsteige, auch dort hielten sich keine Einwohner auf, um uns an- oder nachzusehen.

Das gesamte Kaff erinnerte mich an den kleinen Ort in Sizilien, wo Suko und ich den Kampf der schwarzen Engel erlebt hatten. Nur war es hier noch ärmlicher. [4]

Nach ein paar Metern stoppte Everett.

»Was haben Sie?« fragte ich.

»Die Sache gefällt mir nicht«, erklärte er. »Sie gefällt mir ganz und gar nicht.«

»Wieso?« wunderte sich Bill.

»Es ist kein Mensch zu sehen. Denkt doch mal nach. Wie war das denn auf dem Platz vor der Kirche. Da kamen sie angelaufen. Normalerweise hätten sie auch hier sein müssen.«

»Stimmt«, meldete sich Suko neben mir.

Auch ich hatte kein gutes Gefühl. Wenn ich so nachdachte, lag da einiges im Argen. »Was vermuten Sie?« fragte ich Ty Everett.

Der Reporter drehte sich kurz zu mir um. »Keine Ahnung, Oberinspektor. Möglicherweise eine Falle?«

»Wir könnten aussteigen«, schlug Bill vor.

Ty schüttelte den Kopf. »Willst du auf dem Präsentierteller stehen, mein Junge?«

»Nein, das auch nicht.«
»Eben.«
Ich schaute aus dem Fenster. Die Scheibe war schmutzig. Staub und getrockneter Matsch hatten eine regelrechte Kruste auf das Glas gelegt.
Mein Blick glitt auch nicht auf die Straße, sondern über die Hausfassaden an der rechten Seite. Die Fensteröffnungen in den Wänden waren dunkle, viereckige Löcher. Irgendwie wirkten sie unheimlich in dieser Atmosphäre des Abwartens.
Ich schaute höher und erfasste auch die Dächer der Bauten. Wie ich schon erwähnte, waren sie flach, und nur die Schornsteine stachen wie lange Finger aus ihnen hervor. Jedes Dach besaß eine Brüstung, die im Maximum Kniehöhe erreichte.
Und dann sah ich die Gestalt. Sie löste sich hinter einem Schornstein, der ihr als Deckung gedient hatte. Genaues konnte ich nicht erkennen, ich sah nur, wie sich die Gestalt stark geduckt hielt und seltsam bewegte. Und sie hatte eine Waffe in der Hand. Ein Gewehr!
Die Falle!
Verdammt, ich hatte es geahnt. Und jetzt hatte sie zugeschnappt, denn als ich den Kopf drehte und an Suko vorbeiblickte, erkannte ich auch auf dem gegenüberliegenden Dach einen Bewaffneten.
Im gleichen Augenblick hatten Bill und Ty Everett die Männer bemerkt.
»Reingefallen!« schrie Everett wütend.
»Fahren Sie!« rief ich aus dem Fond.
Everett wollte Gas geben. Wir hatten uns zu sehr auf die Dächer konzentriert und dabei Haustüren und Fenster außer acht gelassen. Da steckten sie ebenfalls. Wir merkten es mit allzu brutaler Deutlichkeit, denn in einem Türrechteck donnerte eine Schrotflinte los…
Wir alle sahen die fußlange Flamme, die aus dem Mündungsloch stach. Die Entfernung zwischen dem Schützen und dem Range Rover reichte für einen Treffer soeben noch aus.
Als ich diesen Gedanken hatte, hörten wir auch schon die Einschläge. Das gehackte Schrot und was sich sonst noch alles in der Waffe befand, hieb in die Verkleidung des Wagens und in die Kühlerhaube. Glas splitterte, Ty Everett fluchte, und Suko stieß an seiner Seite bereits die Tür auf.
Sein Glück.
Der Chinese befand sich in der Bewegung, um sich aus dem Wagen zu rollen, als eine Kugel die hintere Glasscheibe zertrümmerte. Sie wäre Suko in den Kopf gefahren, hätte er sich noch dort befunden. So pfiff sie neben mir vorbei und hieb in das dicke Rückenpolster des Vordersitzes, wo sie auch stecken blieb.
Zusammen mit mir ließ sich auch Bill Conolly aus dem Wagen fallen.

Wir kamen gleichzeitig auf und fanden hinter den offenen Türen Deckung.

Ich vernahm Bills Fluchen. »Verdammt, von wegen Freunde von Everett, die schießen uns hier ab.«

Er bewegte sich ein wenig und zog seine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta. Andere Waffen hatten wir nicht mitgenommen. Ich meine natürlich normale.

»Wie viele können es sein?« flüsterte ich in einer kurzen Feuerpause.

»Weiß nicht.«

Wieder peitschten Schüsse. Wir hörten das helle Singen der Kugeln und die Einschläge in den Wagen. Die Geschosse lagen verdammt gut. Auf mich regneten Glasscherben nieder, als die Scheibe der mir Deckung gebenden Tür zersplitterte. Ein Geschoss hatte sie zerstört. Das nächste lag schon tiefer, und das dritte würde mich sicherlich treffen. Ich konnte hier nicht liegen bleiben.

Dann wummerte ein schwerer Colt. Weder Suko noch Bill waren mit so einer Waffe ausgerüstet, wahrscheinlich hatte Ty Everett geschossen. Ob er getroffen hatte, konnte ich nicht sehen, denn ich kam mit dem Kopf nicht hoch und suchte den Schützen, der mich aufs Korn genommen und fast erwischt hatte.

Der Hundesohn befand sich nicht auf einem der Dächer. Er hockte in der Tür. Sein Schatten zeichnete sich im Winkel ab und lief auch noch um das Mauerwerk.

Ich feuerte. Genau hatte ich nicht zielen können, hoffte jedoch, dass ich ihn treffen würde.

Fehlschuss. Aber der andere zuckte zurück. Vielleicht für zwei Sekunden war er nicht so konzentriert.

Jetzt kam mir zugute, dass die Straße hier nicht so breit war. Ich konnte sie mit wenigen Schritten hinter mir lassen. Ich flog förmlich auf die Häuserwand zu, hörte Abschüsse, ein Schrei, Fluchen, dann prallte ich dagegen, bevor der Typ, der mich unter Feuer genommen hatte, zu einem weiteren Schuss gekommen war.

Mit dem Rücken presste ich mich gegen die Mauer. Ein kurzer Blick flog über die Straße.

Die Schatten zweier Gestalten zeichneten sich auf dem gegenüberliegenden Hausdach ab. Einer kniete und hielt sein Gewehr gegen die Wange gepresst, der Lauf zeigte dabei schräg nach unten.

Da peitschte eine Beretta. Wahrscheinlich war es Suko, der geschossen hatte. Er traf. Die Gestalt zerplatzte etwa in Kopfhöhe, zwei Arme wurden hochgeschleudert, das Gewehr fiel nach unten, und der Schütze folgte. Mit seinem zweiten Schuss hatte Suko Pech, den anderen Kerl konnte er nicht treffen, denn der hatte hinter der Brüstung Deckung gefunden.

Dass wir schlechtes Licht hatten, erwies sich als Vor- und Nachteil.

Vorteilig, da die anderen uns auch nicht so gut sehen konnten. Als Nachteil deshalb, weil wir ebenfalls kaum etwas erkannten.

Dann erschien mein Freund wieder. Zuerst sah ich nur den Gewehrlauf, wie er dicht an der Mauer schleifte und sich aus der Türöffnung schob.

Ich war schussbereit, zögerte allerdings, weil ich mehr von dem Mann sehen wollte.

Er kam auch. Ein Arm, ein Stück der Schulter, die gespannte, lauernde Haltung. Und dann sah ich seinen Kopf.

Mich traf wirklich der Schock. Bisher hatte ich gedacht, es mit normalen Gegnern zu tun zu haben.

Das war ein Irrtum, denn die Typen, die uns beschossen, waren Monstren. Menschliche Körper, aber die schleimigen Köpfe von großen Würmern…

Sie waren Izzis grausame Diener!

***

Da Marcel schwieg, wurde Colette misstrauisch. Zudem hatte sie Angst und wollte wissen, was geschehen war. »Was hast du denn, Marcel? Warum meldest du dich nicht?«

»Sei ruhig und bleib da!« zischte der Bandit. Er schaute während seiner Antwort nicht zu ihr, sondern blickte starr auf den vor ihm stehenden Pal oder auf das, was von ihm übriggeblieben war.

Pal hatte sich verändert. Er war zu einem Monstrum geworden. Zu einem schrecklichen Wesen, wie es eigentlich nur in fantastischen Romanen vorkam und dem Leser Angst einflößte.

Trotz der schlechten Lichtverhältnisse erkannte Marcel fast jede Einzelheit. Die menschliche Körperform hatte er noch behalten. Auch Arme und Beine erschienen normal, der Schrecken begann beim Kopf. Zwar saß er nach wie vor auf dem Hals, doch Augen, Nase und Ohren schienen nur Zierstücke zu sein, sie hatten mit dem übrigen Kopf gar nichts mehr zu tun.

Auch die Haut war nicht so, wie sie hätte sein sollen. Dünn wie eine Wasserschicht präsentierte sie sich dem Betrachter, und unter ihr, da quoll und bewegte es sich. Unzählige kleine Würmer ringelten durcheinander wie ein gewaltiges Knäuel, das nur auf den Funken wartete, um zu platzen.

Die Augen saßen nicht in der Haut, sondern darauf. Sie schienen von innen her hinausgedrückt worden zu sein und wirkten wie gläserne Kugeln.

Dass es Pal war, erkannte sein Kumpan nur an der Kleidung, vom Gesicht her nicht.

Marcel hatte viel in seiner Laufbahn erlebt. Er war hart geworden, und er hatte auch schon auf Polizisten geschossen, die ihn in die Enge

trieben. Vor nichts fürchtete er sich, doch als er Pal sah, da bekam er es mit der Angst zu tun.

Dieses Monstrum war zu grausam. Es personifizierte den Schrecken an sich, und Marcel dachte automatisch an die alte Legende, die sich um Izzi rankte.

Izzi war ein Riesenwurm, und Würmer quollen auch im Kopf des Mannes. Demnach war er ein Opfer des Dämons Izzi geworden und gehörte nun zu seinen Dienern.

Grauenhaft…

Pal war nicht weitergegangen. Er stand auf dem Weg, hatte den Rücken durchgebogen und nahm so eine steife Haltung ein. Seine Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft, und als er jetzt die grünlich schimmernden und durchsichtig wirkenden Lippen öffnete, drangen ebenfalls kleine Würmer daraus hervor. Sie quollen über seine Unterlippe, fanden ihren Weg zum Hals und liefen daran nach unten, um im Hemdausschnitt zu verschwinden.

»Pal!« flüsterte Marcel nach einer Weile und nachdem er sich von dem Schock erholt hatte. »Was ist mit dir geschehen? Was haben sie mit dir gemacht?«

»Ich gehöre Izzi!« Dumpf und abgehackt drangen die Worte aus dem Mund des Mutierten.

»Lebt Izzi?«

»Ja.«

»Wo?«

»Am Galgenberg. Und er kommt zurück. Hier entstand er, hier holt er sich die Menschen.«

»Aber du hast am Galgen gehangen. Du kannst nicht leben. Du musst tot sein.«

»Ich habe mich selbst aufgehängt.«

»Und warum?«

»Weil ich Izzi zeigen wollte, dass ich sein treuer Diener bin. Ich habe ihm dies bewiesen und bin für ihn in den Tod gegangen, doch seine Magie ließ mich nicht sterben, ebenso wenig wie die anderen. Auch sie gehören Izzi. Jeder von uns gehört ihm. Nur du noch nicht, aber wir werden dich holen. Ich hole dich.«

Auf die letzten Sätze achtete Marcel nicht. Ihm spukte etwas anderes im Kopf herum.

Was hatte Pal gesagt? Die anderen auch? Wenn er recht behielt, dann liefen die Banditen und auch Jaques Carru, ihr Anführer, ebenso herum. Das durfte nicht wahr sein!

Nur - welchen Grund hatte Pal zu lügen? Keinen. Und die anderen waren sicherlich schon im Dorf, um aus den ahnungslosen Menschen ebenfalls Izzi-Diener zu machen.

Er, Marcel, war der letzte Mensch oder das letzte menschliche Wesen

in diesem verfluchten Gebirge, denn dass die Bewohner des Dorfes noch existierten, daran wollte er nicht glauben.

Und Colette? Er warf einen schnellen Blick nach links. Dort hockte die Kleine im Schatten der Felswand. Auch sie musste den Unheimlichen gesehen haben. Sie rührte sich zwar nicht und sagte auch nichts, aber in ihrem Gesicht, das bleich aus der Dunkelheit leuchtete, stand die Angst geschrieben.

Marcel begann eiskalt zu überlegen. Er wollte auf keinen Fall so enden oder aussehen wie Pal. Und Colette durfte dieses grausame Schicksal ebenfalls nicht erleiden. Noch befanden sich die anderen Banditen weit genug weg, so dass er es wirklich nur mit einem Gegner zu tun hatte. Und er, Marcel, war bewaffnet.

»Nein, Pal!« flüsterte er rauh. »Nein und nochmals nein. Du bekommst uns nicht. Wir werden keine Diener dieses schrecklichen Dämons, das verspreche ich dir.«

Pal lachte blubbernd. »Es bleibt euch gar nichts anderes übrig«, erklärte er. »Izzi will jeden - Izzi bekommt jeden!«

»Mich nicht!« brüllte Marcel, und er warf sich nach vorn. Mit dem gezückten Messer drang er auf seinen ehemaligen Komplizen ein. Auf den Körper zielte er erst gar nicht, er nahm sich den mutierten Schädel vor, weil er dort die empfindlichste Stelle des Monstrums vermutete.

Während Colette ihr Gesicht in den kleinen Händen verbarg, fuhr die Klinge in das quallige Gesicht.

Sie war sehr scharf und schlitzte die gallertartige Haut auf, drang in den Wurmwirrwarr hinein, Marcel drehte das Messer und zog es dann nach oben.

Schwer drang es aus der schleimigen Masse. Er hatte den seltsamen Kopf fast gespalten.

Hände, kalt wie Gestein, fassten nach seinen Schultern und wollten ihn festhalten. Marcel sprang kraftvoll zurück, die Hände rutschten ab, und Pal torkelte ein paar Schritte nach vorn, so dass Marcel ausweichen musste.

War der andere erledigt?

Nein, er fiel nicht. Er stand zwar nicht mehr so sicher, und aus dem breiten Spalt im Kopf tropfte Schleim, vermischt mit den kleinen Würmern, sterben konnte er nicht. Er hielt sich nach wie vor auf den Beinen. Marcel musste mit ansehen, wie die Wunde langsam wieder zuwuchs, als wäre nichts geschehen.

»Nein!« keuchte er. »Das ist verrückt, das ist Wahnsinn, das ist einfach irre…«

Pal lachte. Es war ein drohendes, knurrendes Gelächter. Tief in seiner Kehle wurde es geboren und sollte Marcel die eigene Hilflosigkeit demonstrieren.

Trotz seiner schlechten Situation dachte der Bandit logisch weiter. Mit dem Messer hatte er nichts erreicht, demnach würde es auch nicht helfen, wenn er auf Pal schoss. So blieb nur noch eine Chance für ihn und das Kind. Die Flucht!

Marcel schaute auf Colette. Sie hockte geduckt am Boden und weinte leise. Er konnte nachfühlen, wie es in ihr vorging, doch er durfte jetzt nicht zögern. Vor allen Dingen konnten sie hier nicht mehr bleiben, denn Pal hatte sich gedreht und das Mädchen entdeckt.

»Auch sie wird Izzi gehören!« knurrte er.

»Nein!« brüllte Marcel. »Izzi bekommt sie nicht. Ich werde sie beschützen - ich!« Er rannte auf Colette zu, riss sie hoch, die Decke flatterte zu Boden, und mit dem Mädchen auf seinen Armen rannte er an Pal, dem Monstrum, vorbei.

Izzis Diener streckte noch seinen rechten Arm aus, um den Flüchtenden festzuhalten. Er griff ins Leere, weil Marcel einen Haken geschlagen hatte.

Ruckartig hob er Colette an und warf sie über seine linke Schulter. Den linken Arm drehte er und klammerte das Mädchen in Hüfthöhe fest. Sein Messer hielt er weiterhin in der Rechten. Er glaubte daran, dass er es noch brauchen würde.

Es war wirklich kein Vergnügen, über den Boden zu laufen. Der Weg fiel nicht nur ab, sondern war mit zahlreichen kleinen Steinen bedeckt, die Rutschfallen bildeten, so dass der Flüchtling Mühe hatte, mit seiner menschlichen Last das Gleichgewicht zu halten. Der rechte Arm schwang hin und her, mit ihm versuchte er, seinen Lauf auszubalancieren.

Obwohl Colette wirklich kein Schwergewicht war und für ihr Alter eigentlich zu wenig wog, drückte ihr Gewicht. Je länger sie über der Schulter lag, um so mehr hatte Marcel das Gefühl, ihr Gewicht würde sich verdoppeln.

Zudem war es nicht einfach, auf abschüssiger Strecke zu laufen. Die Beine wollten nicht so recht gehorchen. Sie machten sich selbständig.

Hinzu kam die Last, sie drückte auch, und Marcel hörte sich keuchen. Er betete, dass er nur nicht hinfiel, dann war alles verloren.

Sein Atem ging schwer. Keuchend drang er über seine Lippen, und es kostete ihn Luft, um eine Frage zu stellen.

»Siehst du ihn?«

»Ja!« lautete die weinerliche Antwort.

»Ist er weit weg?«

»Nein, er läuft schnell. Er bewegt sich so komisch. Sein Rücken ist rund.«

»Ja, ich weiß.« Marcel biss die Zähne zusammen und steigerte sein Tempo noch. Pal war schnell. Er hätte ihn sicherlich niemals eingeholt, wenn Marcel allein gelaufen wäre, aber er musste da auf

das Kind Rücksicht nehmen. Colette durfte er nicht im Stich lassen. Sie musste freikommen. Lieber würde er sterben.

Querrinnen zeichneten den Boden. Durch sie lief das Wasser, wenn es bei Schneeschmelze von den Hängen floss. Sie waren im Laufe der Zeit entstanden, das Wasser hatte sie ausgewaschen, aber sie bildeten auch gemeine Stolperfallen.

Eine Querrinne wurde Marcel zum Verhängnis. Sie war besonders tief ausgewaschen. Er merkte es, als er wegknickte, den rechten Fuß allerdings wieder hervorriss, doch dann mit der Spitze gegen die seitliche Kante der Querrinne stieß.

Marcel stolperte.

Er vernahm Colettes Schrei, als er sich im Fallen befand, es war zu spät. Marcel schaffte es nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten. Rasend schnell kam der Erdboden auf ihn zu. Sein Gesicht verzerrte sich, dann erfolgte der Aufschrei.

Er war wirklich hart. So hart, dass ihm Colette aus dem Griff gerissen wurde und sich ein paar Mal überrollte, bevor sie weinend liegen blieb.

Auch Marcel war wie betäubt. Er spürte, dass Blut über sein Gesicht lief, ein spitzer Stein hatte ihm die Wange aufgeritzt. Auch seine Nase schmerzte, die Schulter tat ihm weh, doch verstaucht hatte er sich nichts.

Marcel wälzte sich auf den Rücken.

Pal kam! Er war nah, so verflucht nah. Aus seinem hässlichen Maul drang ein schadenfrohes Lachen, und die Würmer bewegten sich weiterhin hinter seiner dünnen, durchsichtigen Gesichtshaut.

Dem Bandit wurde klar, dass er keine Sekunde länger liegen bleiben durfte, dann waren er und Colette verloren. Vielleicht sorgte auch Pals Anblick dafür, dass er sich auf die Beine schwingen konnte, die Schmerzen ignorierte und auf Colette zulief.

Ihr war wie durch ein Wunder nichts geschehen. Sie blutete nicht einmal, sondern sah nur das Blut über Marcels Gesicht rinnen und bekam vor Angst große Augen.

Der Bandit riss das Kind hoch. »Komm!« keuchte er. »Komm endlich, wir müssen weg!«

Colette lief. Sie hatte instinktiv begriffen, dass es jetzt darauf ankam, sich vor dem unheimlichen Verfolger in Sicherheit zu bringen. Sie rannte neben Marcel her und wollte auch nicht getragen werden, worüber Marcel froh war, denn das hätte er kaum geschafft.

Ganz ohne Schaden am Bein war er bei dem Fall doch nicht weggekommen. Der Bandit spürte das Stechen im Fuß. Es war nicht schlimm, aber es würde schlimmer werden, je mehr er den Fuß belastete. Und auf einem konnte er schließlich nicht weiterlaufen.

Marcel biss die Zähne so hart zusammen, dass es knirschte.

Unwillkürlich schonte er sein linkes Bein, und der Lauf geriet damit zwangsläufig aus dem Rhythmus.

Das merkte auch Colette. »Was hast du denn?« rief sie voller Verzweiflung.

»Nichts!« presste Marcel zwischen seinen Zähnen hervor. »Lauf weiter, Kind, lauf!«

Er aber blieb stehen, drehte sich um und zog seine Pistole. Es war eine Armee-Waffe. Sie und andere Waffen hatte die Bande bei einem Überfall erbeutet.

Pal war in einen andauernden Trott gefallen. Nicht schnell, nicht langsam, aber wie er lief, und Marcel sich das so anschaute, konnte er davon überzeugt sein, dass Pal diesen Trott über Stunden hinweg durchhalten würde.

Wenn Marcel erschöpft war, lief der andere noch weiter.

Der Bandit hatte Mühe, zu schießen. Er zitterte zu stark, seine Schusshand wollte einfach nicht ruhig bleiben und er musste sie mit der anderen abstützen.

Jetzt ging es besser! Er krümmte den Finger - schoss.

Fahl leuchtete das Mündungsfeuer. Ein peitschender Knall, der zu einem Echo wurde, welches laut über die weiten, unheimlich wirkenden Berghänge hallte und in der Ferne verrollte. Die Kugel hieb in Pals Brust.

Sofort feuerte der Bandit ein zweites Mal. Wieder ein Treffer. Der erste hatte Pal nach hinten geschleudert, der zweite stieß ihn dann einfach um. Das Monstrum fiel zu Boden.

Erledigt?

In Marcels Augen leuchtete es auf. Für eine Sekunde durchströmte ihn die wahnwitzige Hoffnung, bis er das Lachen des anderen hörte, der sich dabei auf die Seite wälzte, seinen Arm anwinkelte und gemächlich in die Höhe kam.

Nein, die Kugeln hatten ihn nicht stoppen können. Ebenso wenig wie der Stich mit dem Messer.

Marcels Gesicht verzerrte sich. Vor Wut hätte er seine Pistole fast weggeworfen, dann besann er sich und machte kehrt. Colette wartete auf ihn.

»Du solltest doch weiterlaufen«, rief der Bandit.

»Nein, Marcel. Ich habe Angst. Da… da kommt ein Auto!«

»Was?«

»Ja.« Colette deutete den Weg hinab. »Ich habe seine Scheinwerfer genau gesehen. Es fährt den Weg hoch und ist ziemlich nah. Ich glaube, das sind die anderen.«

»Verdammt, das glaube ich auch.« Schon war das Motorengeräusch zu hören, und Marcel stellte mit Entsetzen fest, dass er und das Mädchen in einer Falle saßen.

Vor ihnen die Banditen, hinter ihm das Monstrum.

Marcel drehte sich. Pal nahm schon wieder Kurs auf sie. In der Dunkelheit waren die Einschüsse auf seiner Brust nicht zu erkennen, dafür sah Marcel etwas anderes.

Am linken Hang lief zwischen den Felsbrocken ein schmaler Pfad entlang, der auf dem Weg in einer Querrinne endete. Den Pfad musste sich das Schmelzwasser gebahnt haben, er war auch nicht so mit Hindernissen bedeckt, wie die Fläche rechts und links von ihm.

»Kannst du klettern?« fragte Marcel das Mädchen.

»Ja.«

»Dann da hoch. Schnell, bevor die anderen kommen!« Marcel achtete nicht auf seinen schmerzenden Fuß, sondern schob Colette auf den Hang zu.

Auf allen vieren kletterte das Mädchen, während sich Marcel umdrehte, den rechten Arm hob und feuerte. Diesmal streifte die Kugel den Kopf des Monstrums, ohne jedoch Schaden zu hinterlassen.

Dann wurde es auch für den Banditen Zeit. Als die ersten Scheinwerferstrahlen über den Weg und auch den Abhang huschten, waren Marcel und Colette schon nicht mehr zu sehen…

***

Gegen diese Wesen helfen auch keine Silberkugeln! Das schoss mir durch den Kopf, als ich Izzis Diener aus der Türöffnung schleichen sah. Trotzdem feuerte ich.

Zwei Armlängen Distanz betrug die Entfernung, als die geweihte Kugel in den Kopf des Wesens hieb.

Ich hörte das Klatschen, sah das Loch und wie die Würmer daraus hervorspritzten und sich die Proportionen des hässlichen Schädels verschoben. Nur zerstört wurde er nicht. Das Monstrum blieb am Leben.

Ich riss ihm das Gewehr aus den Händen und schleuderte es zu Boden. Gleichzeitig tauchte ich zur Seite weg und hörte wieder mehrere Abschüsse. Eine Kugel klatschte vor mir in die Hauswand. Geschossen hatte ein Wesen, das mitten auf der Straße stand und das Schnellfeuergewehr im Anschlag hielt. Es zuckte zusammen, als Silberkugeln, von meinen Freunden abgefeuert, es trafen, doch zu töten war das Monstrum so nicht.

Wo steckten meine Freunde?

Ty Everett und Bill hatten unter dem Range Rover Deckung gefunden. Suko hinter dem Wagen. Da die Türen offen standen, hechtete ich hinein. Unser Gepäck befand sich ebenfalls noch hier, und da war auch mein Einsatzkoffer dabei. Zudem hatte ich Desteros Schwert mitgenommen.

Zuerst der Koffer. Ich riss ihn an mich und öffnete ihn. Der Bumerang

fiel mir fast von selbst in die Hand. Ich schloss den Koffer, rutschte wieder zurück und hörte eine Kugel, die gegen den Fensterholm prallte, wobei sie als Querschläger davon jaulte.

Ich machte mich so klein wie möglich und sah Bill Conollys Gesicht. Es war verdreckt und zeigte einen verbissenen Ausdruck.

»John, die packen wir nicht mit unseren Waffen!«

»Ich weiß.«

»Und?«

»Schwert, Dämonenpeitsche, Bumerang.«

»Wo ist das Schwert?«

»Noch hinten im Wagen.«

»All right, dann hole ich es mir.«

»Aber gib acht.«

»Klar.«

Suko hatte unser kurzes Gespräch mitgehört. Er meldete sich. »Wenn wir nahe genug an sie herankommen, haue ich sie mit der Peitsche zu Brei!« knirschte er. »Aber die meisten haben sich verkrochen, die verdammten Heckenschützen. Die schießen nur aus ihrer sicheren Deckung!«

»Ich hole mir den auf der Straße!«

»Nein, John, der hat ein Schnellfeuergewehr. Der nietet dich um, wenn du ihm nur deine Nasenspitze zeigst.«

»Die kriegt er erst gar nicht zu sehen«, erwiderte ich und schlängelte mich dicht an den Boden gepresst weiter. Ich musste ein wenig vom Wagen weg, um die Waffe schleudern zu können. Hinter mir hörte ich Bill Conolly rumoren. Er besorgte sich das Schwert.

Unter der offenstehenden rechten Hintertür kroch ich her, bis ich die Beifahrertür erreicht hatte. Auch ihre Scheibe war längst von den Kugeln zerblasen worden, wie auch die Karosserie des Rovers einige Löcher aufwies.

Der auf der Fahrbahnmitte stehende Götzendiener schoss abermals. Vor der Gewehrmündung erschienen die fahlen Blitze, und ich machte mich so klein wie möglich.

Die Kugeln jaulten und sangen, wenn sie gegen Steine prallten. Bösartig waren die Querschläger, eine Melodie des Todes, und dazwischen ein schrilles Kreischen, wenn die Geschosse in das Blech einschlugen. Auch die Reifen hatten längst ihren Geist aufgegeben. Alle vier waren platt. Mit dem Wagen konnten wir nicht weiterfahren.

Feuerpause! Wie lange hielt sie an? Eine Sekunde, zwei? Egal, ich musste es versuchen.

Plötzlich schnellte ich hoch, der Bumerang lag wurfbereit in meiner Hand, ich holte noch in der Bewegung aus und ließ die silberne Waffe los. Kniehoch rotierte sie über den Boden. Ich hatte Angst, dass sie an ihrem Ziel vorbeifliegen würde, dann stieg sie höher und jagte in einer

schrägen Linie auf die Gestalt mit dem Schnellfeuergewehr zu.

Das Geräusch war nicht zu hören, doch die Wirkung bekam das Monstrum zu spüren. Es wurde zerstört. Der Bumerang hatte ihm den widerlichen Schleimschädel vom Kopf gewuchtet.

Torso und Schädel fielen zu Boden.

Meine Waffe flog noch weiter. Hoch stieg sie, so hoch wie das Haus. Schüsse peitschten, die anderen zielten auf den Bumerang, sie trafen zum Glück nicht, so dass er umkehren konnte und Kurs auf seinen Werfer, nämlich mich, nahm.

Ich fing ihn auf.

»Klasse!« hörte ich Bills Stimme hinter mir. Der Reporter hatte das Schwert gefunden und hielt es bereits in der Hand. Sein Grinsen war verwegen. »Jetzt holen wir sie uns!«

Ich nickte, saß weiterhin in der Hocke und drehte mich zufällig um, so dass ich dorthin schauen konnte, wo das Schleimwesen aus der Türöffnung getreten war. Es suchte sein Gewehr. Dabei hatte es sich in unsere Nähe verirrt.

Das war Bills Chance!

Der Reporter bemerkte genau, dass ihn Izzis Diener nicht beachtete, und ein hartes Grinsen umspielte Bills Mundwinkel. Geduckt machte er einen Schritt nach vorn. Dabei streckte er den Arm aus, dessen Verlängerung das Schwert bildete.

Bill Conolly konnte den anderen überhaupt nicht verfehlen. Von der Seite her drang die Klinge in den Körper des Wesens.

Schwarze Magie kämpfte gegen Schwarze Magie. Denn wie auch Sukos Dämonenpeitsche war das Schwert, das einmal Destero, dem Dämonenhenker, gehört hatte, ebenfalls nicht weißmagisch, sondern schwarzmagisch geweiht. Und es besaß eine zerstörerische Kraft.

Tief drang es in den Körper des unheimlichen Wesens. Was meine Silberkugel nicht schaffte, das bereitete dem Schwert keinerlei Mühe. Es zerstörte Izzis Diener. Und zwar restlos!

Nicht ein Laut drang aus dem Maul des Veränderten, als er zu Boden stürzte. Sein Kopf öffnete sich, die Würmer quollen hervor und vertrockneten, kaum dass sie den Boden berührt hatten.

Bill zog die Waffe zurück und nickte. »Das hätten wir«, sagte er zufrieden.

Ich wollte eine Antwort geben, wurde jedoch abgelenkt, weil Suko aus seiner Deckung erschien und im Zickzack über die Straße rannte, um auf die andere Seite zu gelangen.

Verdammt, das war riskant.

Schon feuerten unsere Gegner. Kugeln jaulten heran, umsprangen Suko wie zornige Hornissen, doch durch den Zickzack-Lauf schaffte der Chinese es, einem Treffer zu entgehen.

Etwa drei Schritte vor einer offenen Haustür stieß er sich ab,

hechtete durch die Luft und verschwand im Eingang.

Der Chinese war ein Karatemeister. Er konnte nicht nur ausgezeichnet kämpfen, sondern sich auch geschmeidig wie eine Schlange bewegen. Als er den düsteren Flur erreichte, rollte er sich sofort über die Schulter ab, und war kaum auf den Füßen, als er schon in das Rechteck einer Türnische tauchte.

Dort blieb er stehen.

Sein Plan hörte sich sehr einfach an, er war allerdings riskant. Suko wollte die beiden Monstren oben auf dem Dach ausschalten, denn sie waren am gefährlichsten, weil sie dort eine gute Schussposition besaßen.

Zum Glück rührte sich im Haus nichts. Die Bewohner hielten sich in ihren Wohnungen versteckt. Aus Angst wagte niemand, auf die Straße zu laufen.

So etwas kam dem Chinesen nur entgegen. Er holte seine Lampe hervor, spreizte den Arm vom Körper ab und knipste das Licht an. Der Strahl schnitt in die Dunkelheit und traf eine fleckige Wand. Als Suko seinen Arm ein wenig nach rechts bewegte, entdeckte er die nach oben führende Treppe.

Es war mehr eine schräg liegende Leiter, mit dicken Holzbohlen als Trittstufen. Ein Geländer war nicht vorhanden. Derjenige, der die Treppe benutzte, musste wirklich balancieren, um nach oben zu gelangen, es sei denn, er hatte Routine.

Suko überwand die primitive Treppe. Unten hatte er im Streulicht der Lampe Wohnungstüren gesehen, hier oben glotzten ihn nur die kahlen, schmutzigen Wände an, mit einem viereckigen Loch in der Decke, über das jemand schwarze Teerpappe gelegt hatte. Sie war allerdings verschoben, die Hälfte des Loches lag frei. Darüber sah der Chinese den dunkelblauen Nachthimmel.

Es gab für ihn überhaupt nichts zu überlegen. Er klemmte den Peitschenstiel zwischen die Zähne, federte einmal in den Knien nach und stieß sich ab, wobei er die Arme ausstreckte.

Suko war gut gesprungen. Bereits beim ersten Versuch bekamen seine Hände den Rand der Luke zu fassen. Er hoffte nur, dass man dies auf dem Dach nicht bemerkte.

Suko pendelte aus und zog sich mit einem Klimmzug höher. Wie ein Artist kletterte er aus der Luke und schob sich geschmeidig auf das flache Dach.

Seine Augen hatten sich auf die schlechten Lichtverhältnisse eingestellt. Hier oben war es sogar heller als unter ihm im Haus. Deshalb konnte er die beiden Wesen auch gut erkennen. Sie standen am Rand des Daches, ihre Körper hoben sich deutlich ab, und Sukos Lippen verbreiterten sich zu einem Grinsen.

Die würden ihre Überraschung erleben.

Auf Zehenspitzen bewegte er sich über das Dach. Die Konstruktion war nicht genau zu erkennen, aber als stabil konnte man es wirklich nicht bezeichnen. Der Chinese hatte das Gefühl, auf einem Schlammboden zu gehen, bei jedem Schritt bewegte sich die Unterlage in seiner unmittelbaren Nähe.

Es fielen auch Schüsse. Allerdings hielten sich die Monstren vor ihm zurück. Andere Heckenschützen beharkten den Range Rover.

Der Chinese wusste nicht einmal, wie viele Feinde gegen das Sinclair-Team standen, er ahnte jedoch, dass er in Izzis Dienern die Banditen aus den Bergen vor sich hatte. Durch irgendeinen Umstand musste es dem Götzen gelungen sein, an die Leute heranzukommen.

Suko ging geduckt. Die drei Riemen der Dämonenpeitsche waren ausgefahren, der Chinese konnte sofort zuschlagen. Das war auch nötig. Warnen durfte er keinen. Schließlich standen zwei Feinde gegen ihn.

Suko näherte sich den beiden unbemerkt bis auf drei Schritte. Sie standen an der Brüstung, drehten ihm den Rücken zu und zielten mit ihren Gewehren nach unten.

Es sah ganz so aus, als wollten sie abdrücken.

Da war Suko bei ihnen. Noch einen Schritt hatte er gemacht, und in der Bewegung bereits zugeschlagen.

Zuerst klatschten die Peitschenriemen der links von ihm stehenden Gestalt gegen den Rücken. Das Monstrum fiel von der Aufprallwucht nach vorn, fand nirgendwo Halt und stieß mit den Schienbeinen gegen die Brüstung.

Das war der Anfang vom Ende. Aus seinem Maul drang ein blubbernder Schrei, als er nach vorn katapultiert wurde. Suko sah ihn gar nicht mehr, er hörte ihn nur und vernahm wenig später den klatschenden Aufschlag.

Der Vorgang war so rasch abgelaufen, dass Monstrum Nummer zwei zu spät reagierte. Suko hatte längst zum zweiten Schlag ausgeholt, als sich sein Gegner noch in der Drehung befand.

Die drei Riemen trafen seinen Hals und das Gesicht. Sie schnitten in die quallige Masse, die Haut platzte weg, und die kleinen, grünen Würmer wurden aus dem Schädel gestoßen, wie von Riesenhänden geschleudert.

Dann brach Izzis Diener zusammen. Er vertrocknete. Und nicht nur am Kopf, sondern am gesamten Körper.

Suko atmete auf. Er hatte zwei dämonische Wesen schnell erledigt. Leider waren noch die anderen da und lauerten auf ihre Chance. Trotzdem ging Suko bis zur Brüstung vor und schaute hinunter auf die Straße, nachdem er sich vergewissert hatte, von den gegenüberliegenden Hausdächern her nicht aufs Korn genommen zu werden.

Ich hatte hochgeschaut und sah den Chinesen winken. Knapp grüßte ich zurück. Bill saß neben mir und hielt das Schwert fest. »Denen hat Suko es gezeigt«, sagte er grimmig.

»Genau.«

»Wo mögen die anderen sein?« fragte Bill mehr sich selbst und schaute nach rechts und links. »Mist auch, die Dunkelheit ist auch wie schwarze Watte.«

Motorengeräusch. Es klang vor uns auf. Wir verließen unsere Deckungen und sahen weiter vorn auf der Straße einen Wagen mit offener Ladefläche, auf der einige Gestalten hockten.

»Die hauen ab, die elenden Halunken!« knirschte Bill und machte ein Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite erschien Suko. Er blieb für einen Moment stehen und blickte in die Richtung, wo auch der Wagen abgefahren war. Das Geräusch wurde leiser und war schließlich überhaupt nicht mehr zu hören.

»Die sehen wir so schnell nicht wieder«, kommentierte Bill.

»Bist du dir da sicher?«

»Der Vorsprung ist zu groß.«

»Abwarten.«

»Wir müssen hinterher«, sagte Suko, der uns inzwischen erreicht hatte. Ich fragte ihn, ob er gesehen hätte, wie viele Götzendiener noch auf der Ladefläche hockten.

»Nein, habe ich nicht.«

Bill begann zu zählen. »Vier haben wir erledigt. Da kannst du bestimmt noch mal die gleiche Anzahl hinzurechnen, wenn nicht noch mehr. Aber das müsste auch Ty wissen.« Bill bückte sich. »He, du Schlafmütze, komm unter dem Wagen hervor.«

Ty rührte sich nicht.

Langsam streckte Bill seinen Arm aus. Die Hand verschwand unter dem Fahrzeug. Als der Reporter sie wieder hervorzog, klebte an seinen Fingern eine rote Flüssigkeit.

Blut…

»Mein Gott«, flüsterte ich und bückte mich ebenfalls. Auch Suko ging in die Hocke. So vorsichtig wie eben möglich zogen wir Ty Everett unter dem Range Rover hervor.

Ein Einschuss lag im Rücken. Die Kugel hatte ein Loch gerissen. Groß wie eine Kinderhand. Und doch lebte Ty Everett. Wir fühlten es, als wir die Finger an seine Halsschlagader legten.

»Der braucht einen Arzt«, sagte Bill. »Wenn er schnell genug operiert wird, dann…«

»Wo willst du denn hier einen Arzt hernehmen?« stellte ich die Gegenfrage.

Bill senkte den Kopf und nickte. Er hob die Schultern. »Irgend etwas

müssen wir tun, wir können ihn doch nicht so einfach hier liegen lassen.«

Beinahe vorwurfsvoll schaute der Reporter uns an. Suko wich dem Blick aus, er hatte etwas anderes gesehen. »Du, die Leute.«

Sie kamen aus den Häusern. Manche von ihnen hielten alte Lampen in den Händen. Geisterhaft zuckte der Schein, wenn die Lampen bewegt wurden. Das Licht schuf Helligkeit und Schatten. Letzterer wirkte wie bizarre Gespensterwesen, die über Menschen und Häuser tanzten.

Bill ging vor. Er stellte sich hin und breitete die Arme aus. »Gibt es hier einen Arzt?« rief er. Keine Antwort.

Nach einigen Sekunden löste sich ein alter Mann aus der Gruppe. Er trug einen zu weiten, museumsreifen Anzug und auf dem Kopf eine Schirmmütze. »Ich verstehe mich in der Behandlung von Kranken«, krächzte er mit kaum zu hörender Stimme.

In der Not frisst der Teufel Fliegen. So führte Bill den Alten zu Ty Everett.

Der alte Mann bückte sich und untersuchte die Wunde nur mit seinen Blicken. Dann ließ er sich von uns hoch helfen. »Wenn ich ihn in den nächsten dreißig Minuten operieren kann, ist ihm vielleicht zu helfen. Ich habe schon viele Kugeln aus den Körpern geholt.« Er schaute uns an, als brauchte er eine Bestätigung, und wir nickten.

Plötzlich sprach der Alte mit lauter Stimme. In die zuschauenden Menschen kam Bewegung. Vier von ihnen liefen weg und kamen mit einer Trage zurück.

Wie zuvor der Pfarrer, wurde nun Ty Everett vorsichtig daraufgebettet und behutsam weggetragen.

Uns saß die Zeit im Nacken. Der Vorsprung der Wesen wurde immer größer. Sie würden zum Galgenberg fahren und Izzi beschwören.

»Mit dem Wagen können wir nicht mehr fahren«, sagte Suko. »Und vier Ersatzräder haben wir nicht mitgenommen.«

Wieder kam jemand zu uns. Diesmal war es ein jüngerer Mann. »Sie suchen ein Auto, nicht?«

»Ja«, bestätigte ich.

»Ich kann Ihnen eins geben.«

»Wirklich?«

Der Mann, fast noch ein Junge, nickte. »Die Anderen, die Grausamen, sind mit zwei Wagen gekommen. Einen haben sie zurückgelassen, sie fanden dank eurer Hilfe keine Opfer in Clemenza.«

Bill schlug dem jungen Mann auf die Schultern. »Du bist Gold wert, mein Lieber. Wo steht der Wagen?«

»Ich zeige ihn euch.«

»Und wie kommt man zum Galgenberg?« fragte ich.

»Ihr werdet ihn nicht verfehlen«, lautete die Antwort.

Das hofften wir auch…

***

Sie waren Marcel und Colette auf den Fersen, und sie hatten den Ring immer enger gezogen. Das wusste vor allen Dingen Marcel. Er kannte sich aus, denn auch er hatte oft genug an Hetzjagden teilgenommen, wenn sie ihre Feinde einkesselten.

Ein Entrinnen gab es für ihn und das Mädchen nicht. Es war nur eine Frage der Zeit, wann die anderen sie packten. Allein hätte Marcel es vielleicht geschafft, er kannte Schliche und Tricks, aber er musste auf Colette Rücksicht nehmen. Die Kleine konnte nicht so schnell laufen wie er.

Sie hielt sich tapfer. Und vor allen Dingen hatte Marcel ihr nichts gesagt. Sie glaubte immer noch, dass sie den Verfolgern entfliehen konnten.

Dabei sah sie die Wesen nicht, die hin und wieder auf erhöht liegenden Felsen erschienen und schnell verschwanden, nachdem sie einen Blick in die Runde geworfen und die beiden Verfolgten entdeckt hatten.

»Kommen wir denn nicht mal auf einen Weg?« fragte Colette nach einer Weile und blieb einfach stehen, weil sie zu erschöpft war.

Marcel schüttelte den Kopf. Er schaute eine Halde hoch. Sie war mit Geröll bedeckt. Lose Steine, manchmal kopfgroß, lagen dort und schimmerten bleich. Wenn sie die Halde hochgingen, würden sie nach einem Meter schon wieder zurückfallen.

Der Bandit schüttelte den Kopf. »Es geht nicht«, sagte er. »Wir kommen die Halde nicht hoch.« Mit dem Handrücken wischte er sich eine schweißverklebte Haarsträhne aus der Stirn.

»Was machen wir dann?« flüsterte Colette ängstlich.

»Wir müssen uns ein Versteck suchen.«

»Gibt es das denn?« Hoffnung klang in der Stimme des elfjährigen Mädchens mit.

»Das glaube ich doch.«

»Du weißt es nicht genau?«

»Sprich nicht soviel, sonst hören uns die anderen.«

Colette nickte. Sie streckte ihren Arm aus. Ihre schmale Hand schob sich in die schwielige des Banditen. Marcel lächelte, obwohl er am liebsten geheult hätte. Die Kleine setzte so großes Vertrauen in ihn. Er glaubte nicht, dass er es rechtfertigen konnte.

Nach wie vor war die Nacht ziemlich dunkel. Kein Mond, wenig Sterne, dunkelblau der Himmel.

Manchmal wuchsen lange Schatten die Hänge hoch, dann wieder glänzten Schneefelder in einem matten Weiß.

Colette und Marcel bewegten sich vorsichtig weiter. Sie schritten

durch eine mit Steinen gefüllte Rinne und bemühten sich, so wenig Geräusche wie möglich zu machen, was natürlich sehr schwer war.

Die Verfolger gaben sich weniger Mühe. Sie waren zu hören. Manchmal klangen dumpfe Rufe an ihre Ohren, dann rollten irgendwo Steine, und die ansonsten stille Bergwelt verzerrte das Schätzen von Entfernungen.

Die Verfolger konnten sehr nahe oder auch noch weiter entfernt sein.

Marcel war sehr froh darüber, dass die kleine Colette keine zu große Angst zeigte. Sie hielt sich wirklich tapfer, hatte sich wie der Bandit geduckt und bewegte sich vorsichtig neben ihm her.

Auf einmal blieb Marcel stehen. Er hielt Colette an der Schulter fest, weil sie weitergehen wollte.

»Wir müssen hierher«, flüsterte Marcel.

»Ist da eine Höhle?«

»Ja.«

Der Bandit hatte nicht gelogen. Dort befand sich tatsächlich das Versteck, das er gesucht hatte. Man konnte in den Hang hineingehen, und den Höhleneingang bildeten schief hängende und vorspringende Steinplatten. Sie schützten die Höhle auch vor rutschendem Geröll.

»Duck dich!« zischte der Bandit.

Colette zog den Kopf ein. Marcel musste fast auf die Knie nieder, um die Höhle zu betreten. Er tat dies nicht zum erstenmal und wusste, dass er sich dicht hinter dem Eingang wieder aufrichten konnte.

Auch dann stieß er nicht mit seinem Kopf gegen die Decke. In der Bewegung zog er auch Colette mit hoch, die sich dicht an ihn presste und am ganzen Körper zitterte.

»Ich habe Angst«, wisperte sie. »Es ist alles so schrecklich finster.«

»Keine Bange, ich mache Licht.«

»Gibt es das hier?«

»Klar. Wir haben überall unsere Verstecke, und in jedem befindet sich eine sogenannte Notausrüstung. Sie ist in ein imprägniertes Tuch eingewickelt. Es schützt vor Feuchtigkeit.«

»Das ist ja richtig toll!« Für einen Moment schien Colette ihre Angst vergessen zu haben.

»Und wie«, erwiderte der Bandit und strich dem Mädchen über das blonde Haar.

So finster, wie sie erst gedacht hatten, war es doch nicht. Durch das Eingangsloch fiel schwaches Licht. Es war mehr grau als hell, aber die beiden konnten erkennen, wo der Eingang lag und hatten somit einen Orientierungspunkt.

»Ist die Höhle groß?« wollte Colette wissen.

»Ziemlich.«

»Und hier werden uns die anderen nicht finden?«

»So ist es.«

Marcel hatte gelogen, das wusste er selbst. Die anderen kannten dieses Versteck ebenso gut wie er.

Es bestand für die Verfolger somit eine gute Chance. Andererseits war es auch möglich, dass sich die übrigen Banditen zurückgezogen hatten und in Richtung Clemenza einen Sperrriegel errichteten, weil sie annahmen, die beiden würden trotz allem noch den Weg ins Dorf suchen.

Es war feucht im Innern. An der Decke hatte sich Wasser gesammelt, zu Tropfen verdichtet, die nach unten fielen und auf die am Boden liegenden Steine klatschten. Die monotonen Geräusche wurden durch die Schritte der beiden Flüchtenden übertönt. Sie bewegten sich vorsichtig weiter. Marcel hielt sein Messer fest wie einen Rettungsanker.

»Willst du nicht Licht machen?« fragte Colette.

»Gleich, mein Schatz.«

Sie gingen noch ein paar Schritte, bevor sie stehen blieben. Der Bandit kniete sich hin. Er griff in seine Tasche und holte die Zündhölzer hervor. Es raschelte, als er die Packung bewegte, und ein schabendes Geräusch entstand, während er sie aufschob.

Er hatte bereits eines der kleinen Wachshölzer zwischen Daumen und Zeigefinger geklemmt, als plötzlich ein weißer Strahl das Dunkel zerschnitt. Er kam aus dem Hintergrund der Höhle, von dort, wo sie hinwollten. Und er traf genau Marcels Gesicht.

Geblendet schloss der Bandit die Augen. Er vernahm Colettes erschreckten Ruf und gleichzeitig eine Stimme, die er sehr gut kannte und vor der er sich gefürchtet hatte.

»Willkommen zu Hause, Marcel!« Es gab nur einen, der so sprach. Jaques Carru, der Bandenchef!

Die Falle war zugeschnappt. Endgültig. Daran gab es nichts mehr zu rütteln. Marcels Befürchtungen hatten sich bewahrheitet. Für ihn und Colette gab es keinen Ausweg mehr. Carru würde sie nicht entkommen lassen. In einem Reflex hob Marcel den rechten Arm. Die Messerklinge geriet in den Lichtstrahl und funkelte.

Carru lachte. »Willst du dich damit verteidigen?« höhnte er. »Du weißt doch, dass es keinen Sinn hat.«

»Ja, schon gut.«

»Ich freue mich, dass du es einsiehst.«

Noch hatten beide nichts von dem Bandenchef gesehen, aber Marcel glaubte fest daran, dass mit Carru das gleiche geschehen war wie mit Pal, seinem Komplizen. Sicherlich hatte Izzi zugeschlagen und auch den Bandenchef zu seinem Diener gemacht.

»Dreht euch um,« befahl Carru, »und geht den Weg zurück, den ihr gekommen seid. Die anderen werden sich freuen, euch zu sehen. Und vor allen Dingen wird sich Izzi freuen. Die Schlinge ist für euch

bereit!«
»Du bist verrückt!« flüsterte Marcel. »Du musst wahnsinnig sein. Wie kannst du nur ein Kind hängen wollen?«
»Ob Kind oder Mann. Für Izzi ist es gleich. Er will Taten sehen, denn er allein wird die Macht erringen. Seine Erdgeister lauern bereits. Sie wollen zurück, und wir werden ihnen den Weg ebnen, denn nun ist ein großer Konkurrent ausgeschaltet. Asmodina gibt es nicht mehr. Izzi hat sie überlebt.«
»Das ist eine Sage!«
»Ja und nein. Sage und Wirklichkeit. Hier passt alles zusammen. Wir haben uns Izzi hingegeben. Wir sind zum Galgenberg gegangen und haben uns selbst aufgehängt. Es war für uns ein Vergnügen, in den Tod zu gehen. Jeder hat mitgemacht, denn jeder wusste, dass er nicht lange dort hängen würde, denn Izzi sorgte dafür, dass die Magie der Großen Alten auf die toten Körper überging und fast ein Ebenbild des großen Götzen Izzi schufen.«
Marcel spürte Colettes kleine Hände an seiner Hüfte. Das Kind klammerte sich fest. »Müssen wir jetzt sterben?« fragte es mit leiser Stimme.
Carru hatte die Frage vernommen. Er gab auch die Antwort. »Du hast es erfasst, Kleine. Ihr werdet sterben und wieder leben, um Izzi zu dienen.«
Das war zuviel für Marcel. Er sprang vor.
Mit diesem Angriff hatte Carru nicht gerechnet. Er wurde so überrascht, dass es Marcel gelang, ihm die Messerklinge in den Kopf zu stoßen. Er spürte dabei das gleiche wie zuvor bei Pal. Diese weiche, widerliche Masse, die kaum Widerstand bot und in die die Klinge tief eindrang.
Mehrmals stach er zu. Es war leicht für ihn, dies zu tun, denn Carru wehrte ich nicht einmal. Bis er dem anderen die Lampe gegen den Kopf schlug.
Marcel stöhnte auf. An der Schläfe hatte ihn der harte Rand der Lampe getroffen, und vor seinen Augen blitzten tatsächlich Sterne auf. Er taumelte zur Seite, spürte, wie es nass über seine Wange rann und konnte sich an der Felswand abstützen, als er den Schrei hörte.
Colette!
Carru lachte. Er schwenkte die Lampe. Der Strahl glitt auf den Eingang der Höhle zu, und Marcel sah, weshalb Colette so geschrien hatte.
Drei Monstren hielten sie fest. Drei hässliche, widerliche Ungeheuer, mit wurmartigen Schädeln und den Körpern von Menschen. Das Kind hatte keine Chance, diesen Klammergriffen zu entkommen, so sehr es sich auch bemühte. Die anderen waren zu stark.
Carru kam auf Marcel zu. Seine Hand hieb auf die Schulter des

Mannes und schleuderte ihn herum.
»Willst du noch immer kämpfen?« höhnte er, »oder ergibst du dich?«
»Lass sie frei!« flüsterte Marcel. »Mein Gott, lasst das Kind frei. Ich bitte euch. Mit mir könnt ihr machen, was ihr wollt, aber lasst Colette laufen!«
»Nein!«
Es war endgültig gesprochen. Marcel kannte seinen Bandenchef genau. Wenn er so redete, gab es für ihn kein Zurück. Carru gab ihm einen Stoß, dass er nach vorn taumelte und er fast über seine eigenen Beine gestolpert wäre.
Jetzt sah Marcel auch, dass Carru sein Schnellfeuergewehr in der rechten Hand trug. Er hätte nie gegen ihn eine Chance gehabt.
Carru schaffte ihn nach draußen. Dort fiel er hin, weil der Bandenboss ihm die Faust in den Nacken geschlagen hatte. Marcel lag auf dem Bauch und vernahm das dünne Weinen des Mädchens.
Dann spürte er die kalten Mündungen der Gewehre im Genick. Jaques Carru sagte: »Auf zum Galgenberg! Ich will sie endlich hängen sehen…«

***

Für mich ist es heute noch ein Wunder, dass der Lastwagen die Strecke überhaupt geschafft hatte.
Bill hatte sich angeboten zu fahren, und er fuhr wie der Teufel. Der Reporter schnitt die Kurven, er rührte im Getriebe herum. Wenn der Weg enger wurde und die Kurven dementsprechend, scheute er sich nicht, mit der gleichen Geschwindigkeit weiterzufahren, wenn der Wagen auch hin und wieder schleuderte und mit seiner Ladefläche gegen Felswände schlug.
Zu dritt saßen wir im Führerhaus. Längst hielt uns die Einsamkeit der Berge umfangen. Da gab es kein Lebewesen in der Nähe. Man konnte das Gefühl haben, sich auf dem Mond zu befinden. Wilde Berglandschaft. Vor, hinter und rechts und links von uns. Ein unwirtliches Gelände, das der Teufel selbst ausgesucht zu haben schien.
Wir wurden durchgeschüttelt wie auf einem Rüttelsieb und klammerten uns an irgend etwas fest, das gerade greifbar war.
»Hoffentlich schafft er es!« sagte Bill des öfteren und meinte damit Ty Everett.
Wir waren seiner Meinung. Ich dachte allerdings auch an die kleine Colette, die sich Tys Aussagen nach in den Händen der Banditen befand. Würden wir sie lebend finden oder war sie bereits in den mörderischen Kreis des Götzen Izzi geraten?
Das wäre grausam gewesen…
Der Lastwagen war zwar völlig verdreckt und auch verrostet, er

funktionierte jedoch gut. Wenn auch die Stoßdämpfer gelitten hatten und er zu sehr federte.

Wir erreichten eine Region, die ziemlich hoch lag. Hier hatte sich der Schnee noch gehalten. Große, weiße Flecken durchbrachen das Grau der Landschaft. Der Boden unter den Rädern wurde härter.

Ein Zeichen, dass er gefroren war.

Dunkelblau präsentierte sich der Himmel. Wir sahen keinen Mond und nur wenige Sterne. Die Lichtlanzen der Scheinwerfer hüpften auf und ab. Manchmal schimmerte das dünne Eis auf den Pfützen wie ein Belag aus Silber.

Die lange Steigung schien kein Ende zu nehmen. Bill fluchte hin und wieder. »Verdammt, wir müssten es doch bald geschafft haben. So weit kann der Galgenberg nicht sein.«

Suko und ich hoben nur die Schultern.

Die nächste Kurve. Ziemlich eng. Links vor uns tat sich eine Schlucht auf. Schwarz lag dort die Dunkelheit, man konnte nicht feststellen, wie tief es hinunter ging.

Ich bekam ein mulmiges Gefühl, als der Reporter die Kurve etwas scharf anfuhr, doch er schaffte es, auch ohne dass der Wagen ausbrach. Hinter der Kurve trat Bill auf die Bremse.

Jemand stand im Weg. Ein Monstrum mit Wurmschädel.

Fast wäre es noch von den Rädern des Wagens erwischt worden, doch es glitt zur Seite, und als ich die Tür hart aufstieß, hörte ich ein Klatschen. Das Wesen lag am Boden.

Nur eine Sekunde brauchte ich, um festzustellen, dass dies genau das Monstrum war, von dem Ty Everett gesprochen hatte. Er hatte es auf der ersten Fahrt zum Galgenberg getroffen und war der eigentliche Anstoß dieses Falles gewesen. Ich erkannte es an der von Ty Everett beschriebenen Kleidung.

»Die Peitsche!« rief Suko und warf sie mir aus der offenstehenden Tür zu.

Ich fing sie auf, schlug einmal einen Kreis über den Boden, die drei Riemen rutschten heraus. Als sich das Wesen erhob, schlug ich zu.

Das bekannte Klatschen war mir nicht mehr fremd. Ich sah, wie der Götzendiener zuckte, die Arme hochriss, zusammenbrach und sich der Kopf auflöste.

Ich stieg wieder in den Wagen. »Alles klar?« fragte Bill. Während ich die Tür zuschlug, nickte ich.

Weiter. Noch zehn Minuten mussten wir fahren, dann hatten wir den höchsten Punkt erreicht. Der Weg führte jetzt waagerecht weiter. Er stieg nicht mehr an und fiel auch nicht ab. Wenn Kurven auftauchten, dann waren sie langgezogen und nicht mehr eng oder eckig.

Suko sah den Galgen zuerst. »Da!« rief er und deutete auf einen Punkt halblinks. »Da ist er!«

Jetzt sahen wir ihn auch. Erschreckend wirkte er. Auch aus dieser Entfernung. Als dunkles, schwarzes, makabres Gerüst hob er sich von der Bergkuppe ab. Wir sahen sogar die Schlinge. Sie kam uns klein vor, wurde jedoch größer, je näher wir heranfuhren.

Ich dachte darüber nach, was mir ein Dorfbewohner noch kurz vor unserer Abfahrt in Stichworten mitgeteilt hatte. Früher hatte man auf dem Galgenberg die Banditen aufgehängt, weil dieser Ort schon seit undenklichen Zeiten verflucht gewesen war. Die Legende berichtete von Izzi, der in grauer Vorzeit innerhalb dieses Berges seine Geburtsstätte gehabt haben sollte. Der Teufel hatte ein schreckliches Geschöpf erschaffen. Ein Doppelwesen. Halb Riesenschlange, halb Wurm. Die Riesenschlange war Asmodina, der Wurm Izzi.

Während Asmodina oder Apep, wie sie als Schlange geheißen hatte, sich dem Teufel zuwandte, suchte sich Izzi die Großen Alten aus, denen er diente.

Asmodina lebte nicht mehr, Izzi jedoch existierte nach wie vor. Und er besaß das magische Pendel, eine sehr starke Waffe, mit deren Hilfe er die Geister der Erde beschwören konnte.

Das waren schreckliche Dämonen. Sie lauerten in der Erdtiefe und konnten durch das magische Pendel gerufen werden. In Los Angeles hatten wir sie gesehen. Schlammwesen, schwarz wie die Nacht, Gebilde, die aus Teer zu bestehen schienen und die sich die Menschen holten, um sie in ihr schreckliches Reich zu ziehen.

Furchtbar…

Welche Fähigkeiten die Erdgeister noch besaßen, wussten wir nicht. Wir standen wirklich erst am Beginn, aber sie standen unmittelbar mit der Existenz der Großen Alten zusammen und auch mit einer alten atlantischen Magie.

Dies war uns ebenfalls klar geworden, als wir die beiden Totenpriester Ghani und Rokan jagten.

Dass da noch einiges auf uns zukam, dessen war ich mir sicher. Und ich durfte auch Dr. Tod und seine geschwächte Mordliga nicht vergessen. Sie würden ebenfalls zuschlagen, denn wie ich Solo Morasso kannte, reagierte er jetzt wie ein angeschossenes Raubtier. Wild, grausam und ungezügelt.

Zum Glück war uns sein Versteck bekannt. Wenn alles nichts mehr half, musste es eben zerstört werden, ohne noch Rücksicht auf internationales Recht zu nehmen, denn Feuerland gehört zu Chile und auch Argentinien.

An die neuen Erfahrungen, die mir Nostradamus über die Hölle mitgeteilt hatte, durfte ich erst gar nicht denken. Wenn ich mir die zahlreichen, mächtigen Dämonen vorstellte - jeder so stark wie Asmodis -, konnte ich schon Angst bekommen. Irgendwie glaubte ich nicht daran, dass ich sie je vernichten würde.

»Na, was ist los, John?« Suko fragte dies. Er schien mir angesehen zu haben, dass mich schwere Gedanken quälten.

»Nichts.« Ich lächelte.

»Schätze, wir sind gleich da«, sagte Bill, nahm eine Hand vom Lenkrad und zeigte nach vorn.

Der Reporter hatte recht. Der Galgen war tatsächlich besser zu sehen. Wir erkannten Einzelheiten und stellten fest, dass der Untergrund um ihn herum nicht so glatt war, wie es aus der Ferne zuerst ausgesehen hatte.

»Da sind welche!« rief Suko.

Auch Bill und ich sahen die Gestalten, die sich auf den Galgen zu bewegten. Sie gingen hintereinander, und wir waren sicher, die Götzendiener aus dem Dorf entdeckt zu haben.

Schon bald bekamen wir den Beweis.

Ein Lastwagen stand mitten auf dem Weg. Die Scheinwerfer leuchteten nicht mehr, dafür standen beide Türen des Führerhauses weit offen.

Bill brachte unseren Wagen zum Halten. Auch dieses Scheinwerferpaar erlosch. Wir verließen das Fahrzeug mit steifen Gliedern und nahmen vor allen Dingen unsere Waffen mit.

Bill schaute mich fragend an. Ich wusste, was er meinte und nickte. »Okay, du kannst das Schwert nehmen.«

»Danke.«

Suko hatte sich bereits ein paar Schritte entfernt. Wir sahen seine Gestalt als düsteren Schatten am Wegrand stehen. Von dieser Stelle aus war der Galgen wohl auf dem kürzesten Wege zu erreichen.

Das hatten wir auch vor.

Noch einmal schauten wir hin. Die unheimliche Prozession hatte ihr Ziel erreicht. Unter der Schlinge versammelten sich die Götzendiener. Sie bewegten sich ziemlich hektisch, wir konnten allerdings nicht genau erkennen, was sie taten.

Bis jemand in die Höhe gestemmt wurde. Er schlug mit den Armen um sich, kam jedoch gegen seine Feinde nicht an.

Wir begriffen im gleichen Augenblick. Und Bill sprach aus, was wir dachten. »Verdammt, da wird jemand gehängt!«

***

Er hatte keine Chance, und er wusste auch, dass die anderen keine Gnade kennen würden. Trotzdem wehrte er sich.

Er spürte die kalten Hände seiner ehemaligen Freunde an den Armen. Die Griffe waren hart, wie kleine Eisenklammern wirkten die Finger, und trotz seiner verzweifelten Bemühungen ließen sie ihn nicht los.

Marcel keuchte. Wenn er den Kopf in den Nacken warf, sah er über sich die Schlinge, sie schaukelte im Nachtwind und kam ihm vor wie

ein riesiges, leeres, tödliches Auge, das ihn trotzdem noch herbeilockte.

Das alte Galgengerüst ächzte und bewegte sich, als würden in seinem Holz unzählige Geister wohnen, die alle Qualen der Hölle erleiden mussten.

»Ihr Schweine!« keuchte Marcel. »Ihr verfluchten Bastarde. Lasst mich los!« Und mit einer wilden Kraftanstrengung befreite er sich. Zwei Wesen schleuderte er zur Seite.

Ein Hoffnungsfunke zuckte in seinem Innern hoch, er erlosch jäh, als ihm ein anderer den Kolben einer Waffe ins Kreuz hämmerte und Marcel zu Boden schlug. Nein, sie ließen ihm keine Chance mehr.

Harte Hände rissen ihn hoch. Seine Augen hatten sich mit Tränen gefüllt. Wie durch einen Schleier erkannte er die kleine Colette, die stumm und angsterfüllt dastand. Sei würde nach ihm an die Reihe kommen und musste alles mit ansehen.

»Lasst sie frei!« keuchte er. »Bitte, lasst sie frei!« Er machte sich bewusst schwer, damit die Wesen mehr Mühe mit ihm hatten, es half alles nichts, sie hoben ihn hoch und stemmten ihn soweit, dass er die Schlinge vor seinem Gesicht sah.

»Neiiinnnn!« Es war Colettes dünner Schrei, der seine Ohren traf. Auf das Kind achteten die Monstren nicht sehr. Colette riss sich los. Sie wollte ihrem Freund beistehen und trommelte mit beiden Fäusten gegen die Körper der Götzendiener.

Eine harte Hand riss sie nicht nur zurück, sondern schleuderte sie zu Boden. Die anderen kannten kein Erbarmen. Sie dachten nicht mehr menschlich. Gefühle hatte es bei ihnen noch nie gegeben. Sie waren ausgeschaltet worden.

Ein Ruck, ein Stoß nach vorn, und die Schlinge legte sich um den Hals des Delinquenten. Der alte Galgen knarrte, als er das Gewicht spürte. Es hörte sich an wie ein letztes, verzweifeltes Aufstöhnen.

Marcels Augen wurden weit vor Entsetzen. Er hatte eine schreckliche Angst, und er hörte die Götzendiener schreien und kreischen.

»Izzi, nimm ein neues Opfer. Wir bringen dir den letzten unserer Brüder, damit auch er zu einem Diener wird…«

»Ich will nicht. Ich will nicht…« Es waren krächzende Laute, die aus dem Mund Marcels drangen, und mit den Beinen trampelte er ins Leere.

Da ließen sie ihn los.

Marcel ruckte nach unten. Er spürte die Schlinge am Hals. Das Seil war plötzlich wie ein Messer, und er hörte als Letztes das schreckliche Weinen der kleinen Colette.

Die anderen schauten zu. Nichts regte sich in ihren Fratzen. Nur die Würmer quollen und ringelten hinter der dünnen, blassen Haut und drückten manchmal die Augen noch weiter vor.

Izzis Diener hatten wieder einen Sieg errungen. Im Dorf waren sie zurückgeschlagen worden, der Galgenberg aber gehörte ihnen. Minuten vergingen. Nur der Wind jaulte über die Kuppe des Galgenberges und sang seine schaurige Totenmelodie. Er bewegte auch die Leiche des Banditen Marcel, denn mittlerweile war er tot.

Colette konnte das alles nicht begreifen. Sie schaute auch nicht den Toten an, sondern hielt den Kopf gesenkt und den Blick somit zu Boden gerichtet. Was das elfjährige Mädchen erlebt hatte, ging einfach über seine Kräfte.

Es waren fünf Götzendiener, die einen Kreis um den alten Galgen gebildet hatten. Sie rührten sich nicht von der Stelle, sondern warteten auf ein Ereignis. Sie hatten Izzi ein Opfer gebracht, einen neuen Diener zugeführt, er musste einfach reagieren.

Die Zeit verging. Nichts geschah.

Sonst wurde der Boden aufgebrochen, und es erschienen die Schlammmonster, um sich die Leiche zu holen, damit sie mit ihr in der Erde verschwinden konnten.

Es wäre wirklich der normale Vorgang gewesen. Um so enttäuschender war die Reaktion der Erdgeister für die Götzendiener. Etwas stimmte nicht.

Carru wurde zuerst unruhig. Er schaute sich des öfteren um. Dabei glitt sein spähender Blick über die kahlen Berghänge. Wenn sich die Erdgeister nicht zeigten, konnte das nur eins bedeuten.

Es war Gefahr im Anmarsch!

Aber er sah nichts. Und doch blieb das Gefühl der Unruhe. Es war einfach nicht aus ihm herauszubekommen.

»Was sollen wir tun?« fragte ein anderer. Er richtete den Blick seiner wie gläsern wirkenden Augen auf den Chef.

»Izzi meldet sich nicht«, flüsterte Carru. »Das hat etwas zu bedeuten.«

»Will er das Opfer nicht?«

»Nein. Er spürt bestimmt eine Gefahr.«

»Wir können es noch einmal versuchen. Vielleicht wollten sie zuerst das Kind.«

»Das wäre eine Möglichkeit«, erwiderte Carru. Er wandte sich an die übrigen Kumpane, und Artgenossen. »Nehmt ihn aus der Schlinge!«

Vier Wesen reagierten. Sie umfassten die Leiche an der Hüfte und den Beinen. Dann drückten sie den Toten hoch, zerrten noch und stießen ihn ein wenig zurück.

Marcel rutschte mit dem Kopf aus der Schlinge und kippte. Nun war er frei. Die Leiche schlug schwer zu Boden. Auf dem Rücken blieb sie liegen. Blicklose Augen starrten in den unendlich erscheinenden Nachthimmel.

»Nehmt sie!« befahl Carru und deutete auf die kleine Colette. Zwei wandten sich um.

Auch Colette begriff, was ihr bevorstand. Sie erfasste vielleicht nicht die gesamte grausame Wahrheit, aber sie wusste, dass sie nicht länger hier bleiben durfte.

Bevor die Monstren mit den Wurmköpfen sie noch greifen konnten, tauchte sie unter einem zupackenden Arm weg, drehte sich noch und begann zu rennen.

»Lasst sie nicht entkommen!« schrie Carru.

Das wollten die Götzendiener nicht. Mit seltsamen und grotesk wirkenden Sprüngen nahmen sie die Verfolgung auf. Und sie waren schnell. Colette hatte keine Chance.

Zudem stolperte sie über eine Furche im Boden. Sie spürte zuerst den Schlag an ihrem Fuß, wurde nach vorn geworfen, streckte noch beide Arme aus und fing so den harten Aufprall ein wenig ab.

Trotzdem schrammte sie sich auf dem gefrorenen Boden die Handballen auf.

Die Männer packten sie. Dieses Leichtgewicht schafften sie ohne weiteres. Einer warf sich Colette über die Schultern. Das Mädchen war viel zu schwach und auch zu hilflos, um sich zu wehren. Es ließ alles mit sich geschehen.

Carru erwartete sie. Aus seinem Maul drangen die Worte wie Tropfen. »Diesmal wird Izzi das Opfer annehmen, das wir ihm bringen. Davon bin ich überzeugt. Feinde gibt es auch nicht. Sie wären längst schon hier gewesen. Es kann sich demnach nur um ein Missverständnis gehandelt haben.« Er lachte schrill, drehte sich und deutete auf den Galgen. »Die Schlinge ist für sie bereit.«

Colette wurde den kurzen Weg hingetragen. Sie lag noch immer über der Schulter des Wesens.

Bis zum Galgen sollte sie nicht mehr kommen, denn plötzlich geschah das, womit alle gerechnet hatten, nur eben mit einiger Verspätung. An zwei Stellen, rechts und links neben dem unheimlichen Galgengerüst, öffnete sich der Boden.

Nicht Izzi erschien, sondern schlammige Wesen aus dem Innern der Erde. Sie wollten sich ihre Beute holen…

***

Trotz der herrschenden Kälte musste mein Gesicht knallrot sein. Und meinen Freunden erging es nicht anders.

Es waren Zorn, Wut und Abscheu, die gemeinsam in uns tobten. Wir hatten mit ansehen müssen, wie man einen Menschen einfach erhängte. Das war zuviel.

Wir hatten ihn nicht retten können, weil wir zu weit entfernt gewesen waren. Bill Conolly hatte vor etwa zwei Jahren das gleiche Schicksal erleiden sollen, damals war ich im letzten Augenblick erschienen und hatte Destero sowie den Magier mit den Kristallaugen

daran hindern können, Bill zu hängen. [5]

Hier war es uns nicht gelungen.

Vielleicht hätten wir etwas ändern können, wenn die anderen nicht bewaffnet gewesen wären. Wir konnten nicht deckungslos über die freie Fläche laufen. Man hätte uns zu früh entdeckt und mit einem Kugelhagel begrüßt.

Der Weg stieg etwas an. Zum Glück lag die Kuppe des Berges kaum höher als der Pfad, den wir gefahren waren.

So näherten wir uns in breiter Linie dem Schauplatz des Verbrechens. Ich spürte, dass sich bei meinem Kreuz etwas tat. Es erschien mir wärmer. Die Erklärung lag auf der Hand. Wir bewegten uns im wahrsten Sinne des Wortes auf schwarzmagischem Boden. Unter uns lauerte das Grauen.

Würde es hervorbrechen? Erschien Izzi, um sich uns zum Kampf zu stellen?

Hoffentlich, denn durch Desteros Schwert war ich gut gegen den Diener der Großen Alten gerüstet.

Ich hätte ihm bereits einmal Verletzungen zugefügt.

Die Leiche wurde aus der Schlinge genommen. Wir hörten die Stimmen der Götzendiener und auch die eines Kindes.

Colette hatten wir schon vorher entdeckt, jetzt aber wollten sich diese Hunde an dem kleinen Mädchen vergreifen.

Verdammt, wir waren noch zu weit entfernt. Ich konnte mich mit meinen Freunden nicht absprechen.

Zwischen uns lag eine zu große Distanz.

Die Monstren hatten Colette eingeholt. Einer warf sie sich über die Schulter und ging mit ihr zum Galgengerüst.

Wie weit war ich entfernt? Fünfzig Schritte oder nur dreißig?

Schwer zu schätzen, auf jeden Fall zu weit, um effektiv eingreifen zu können. Ich konnte Colette nicht mehr retten, auch wenn ich zum Schnellläufer wurde.

Da griff Suko ein.

Ich sah meinen chinesischen Freund und Kollegen nicht, aber ich hörte seinen verzweifelten Schrei.

Ein Wort nur. »Topar!«

Sofort erstarrte alles zur Bewegungslosigkeit!

***

Suko hatte ebenso um das Leben des Kindes gezittert wie John. Und auch er sah ein, dass er es mit normalen Mitteln nicht mehr rechtzeitig schaffen würde.

Also musste er zu seinem sichersten und dem wirkungsvollsten greifen. Er hatte den Stab von einem alten Abt übernommen. Der Legende nach war er ein Erbe des großen Buddha. Ob dies stimmte,

wusste Suko nicht genau zu sagen, es war ihm auch ziemlich egal. Hauptsache, der Stab entfaltete seine Wirkung.

Und die war in der Tat enorm. Wenn Suko das bewusste Wort rief, wurde für genau fünf Sekunden die Zeit angehalten. Keiner - er ausgeschlossen - konnte sich dann noch bewegen. Freund und Feind erstarrten für genau fünf Sekunden zu Statuen.

Allerdings hatte die Sache einen Haken. Suko durfte in diesen fünf Sekunden keinen Gegner töten, nur ausschalten, aber nicht umbringen, denn Buddha war ein weiser Mann gewesen, der das Töten ebenso gehasst hatte wie Kriege.

Eigentlich befand sich der Chinese viel zu weit entfernt, um in fünf Sekunden alles erledigen zu können. Er versuchte es trotzdem und rief das Wort »Topar«!

Jetzt stand die Zeit still.

Aber auch John Sinclair und Bill Conolly konnten sich nicht mehr bewegen, all die Lebewesen, die sich in Rufweite befanden. Nur Suko rannte.

Und wie. Seine Beine schienen den Boden kaum zu berühren, so schnell war er. In der rechten Hand hielt er die Dämonenpeitsche und…

Fast wäre er mitten im Lauf stehen geblieben. Der Stab hatte zwar seine Magie entfaltet, doch sie traf nur Sukos Freunde John Sinclair und Bill Conolly. Die Monstren bewegten sich nach wie vor, an ihnen war die Magie des Religionsgründers Buddha abgeprallt. Und die Chance, das Mädchen zu retten, schmolz dahin.

Und doch versuchte Suko es. Er jagte weiter und sah nicht nur die Diener des Götzen Izzi, sondern auch zwei Schlammwesen, wie sie aus der Erde krochen. Sie sprengten sie auf wie eine Schale und streckten ihre langen, gierigen, pechschwarzen Körper mit den glühenden Augen hervor.

Suko erinnerte sich noch sehr gut an die Wesen. Damals hatte Kara gegen sie gekämpft, als sie plötzlich inmitten einer Pressekonferenz erschienen waren, die die beiden Totenpriester gaben.

Jetzt war Suko auch entdeckt worden. Erste Schreie gellten auf. Die Wesen mit den Wurmköpfen flogen herum und rissen ihre Gewehre hoch.

Suko riskierte alles. Er vertraute auf das schlechte Büchsenlicht, rannte noch ein paar Schritte, sah das Blitzen des Mündungsfeuers, hörte das Pfeifen der Kugeln, spürte einen Schlag an der Hüfte, vernahm die wuchtigen Einschläge auf dem Boden und wagte aus vollem Lauf einen gewaltigen Hechtsprung auf das Wesen mit dem Kind zu.

Da waren die fünf Sekunden um.

Suko befand sich noch in der Luft. Er hatte beide Arme ausgestreckt,

den rechten mit der Peitsche wollte er gebrauchen, und er hämmerte die drei Riemen in den Rücken des Monstrums, als dieses dabei war, die kleine Colette hoch zu hieven, um ihren Kopf in die Schlinge zu legen.

Das Monster fiel nach vorn und krachte gegen den hochkant stehenden Balken des Galgengerüsts.

Es hatte Colette verloren. Das Mädchen lag am Boden und schrie.

Suko rollte sich mehrmals um die eigene Achse, denn plötzlich hieben Kugeln dorthin, wo er soeben noch gelegen hatte.

»Bewege dich nicht!« schrie er der Kleinen zu, sprang auf und hetzte im Zickzack den beiden Schlammwesen entgegen, die sich immer weiter vorschoben, um einen Toten in ihr finsteres Reich zu ziehen…

***

Die fünf Sekunden waren um. Wir konnten uns wieder bewegen. Ich hatte mich in einer halb hohen, fast knienden Stellung befunden. Aus ihr heraus jagte ich auch weiter.

Schüsse krachten.

Unwillkürlich zog ich meinen Kopf ein, bis ich merkte, dass die Kugeln nicht mir, sondern Suko galten, der sich zum Glück bewegte und nicht verletzt zu sein schien.

Einen hatte Suko erwischt. Er lag neben dem Galgengerüst und verging. Ich sah auch das Mädchen und vier weitere Wesen, die uns gegenüber standen und mit ihren verdammten Gewehren bewaffnet waren.

Bill erschien links von mir. Kampfbereit hielt er Desteros Schwert. Er schlich auf einen Wurmköpfigen zu, der ihm den Rücken zuwandte. Ich glaubte, das Fauchen zu hören, als die Klinge die Luft durchschnitt und den Kopf des Wesens vom Rumpf trennte.

Nur noch drei!

Suko sah ich auf zwei aus dem Boden quellende Schlammmonster zulaufen, das bemerkten auch andere Wesen. Die Götzendiener hatten sich geduckt, jetzt kamen sie hoch und visierten mit ihren Gewehren Sukos ungeschützten Rücken an.

Da schleuderte ich den Bumerang!

Der silberne Blitz wischte auf die Feinde zu. Ich hatte nicht in direkter Linie geworfen, sondern etwas angeschnitten, so dass die Waffe von der Seite her die beiden Wesen treffen musste.

Sie standen nebeneinander, und das war gut. Der Bumerang traf. Den ersten - und den zweiten.

Mit einem Wurf war es mir gelungen, beide Schädel von den Körpern der Wurmwesen zu holen. Zum Schuss kamen sie nicht mehr, denn sie fielen rechts und links weg.

Der Bumerang flog nicht mehr zu zurück. Er bekam zwar noch die

Höhe, doch er schaffte den längeren Weg nicht mehr. Ich rannte los, um ihn aufzuheben und vernahm die wilden Schreie meines Freundes Bill Conolly.

Schüsse hämmerten. Der letzte Götzendiener zielte auf den Reporter. Bill hatte sich mit einem gewaltigen Sprung in relative Sicherheit gebracht. Er lag hinter dem Galgengerüst.

Die Kugeln klatschten in das Holz. Selbst von meinem Standpunkt aus sah ich die Splitter, die raketenartig nach allen Seiten wegflogen.

Schießend näherte sich das Wesen dem Reporter. Später erfuhr ich, dass es sich bei ihm um den Bandenchef Jaques Carru gehandelt hatte. Er wollte das Holz mit Kugeln zerschmettern, um auch Bill Conolly zu töten.

Ich schoss im Laufen. Zwei Silberkugeln jagte ich in die Gestalt. Die Aufprallwucht der beiden geweihten Geschosse schleuderte ihn herum, ließ ihn tanzen, und dann setzte Bill seinen ganzen Mut ein.

Er kam hinter der Deckung hoch und schleuderte das Schwert wie der Messerwerfer seinen Stahl.

Die große Waffe überschlug sich ein paar Mal in der Luft. Izzis Diener sah das Verhängnis nicht, er hatte noch zu sehr damit zu tun, das Gleichgewicht zu finden, als ihn die Waffe so hart durchbohrte, dass sie Spitze am Rücken wieder hervortrat.

Das war der letzte! Er fiel zur Seite. Die Spitze bohrte sich in den Boden. Der Körper blieb in dieser Schräglage und verging.

Und Suko?

Jetzt, wo es ruhig geworden war, hörten wir das Klatschen. Suko attackierte die Schlammwesen mit der Dämonenpeitsche. Er hieb sie regelrecht auseinander. Wir sahen zwei glühende Punkte durch die Luft fliegen. Die Augen dieser unheimlichen und tief in der Erde hausenden Monstren.

Dann waren auch sie vernichtet.

Bill Conolly kam auf mich zu. Er strahlte über alle vier Backen. Seine Augen leuchteten. Auf den Armen hielt er ein kleines Mädchen, das wir im letzten Moment gerettet hatten.

Es tat verdammt gut, dies zu wissen, das könnt ihr mir glauben, Freunde…

***

Was hatten wir erreicht? Einen Teilsieg errungen, wie schon so oft. Wir standen um den Galgen herum und diskutierten.

»An Izzi sind wir nicht herangekommen.« Ich sprach das aus, was meine Freunde auch dachten.

»Und wieso nicht?« wollte Suko wissen.

Ich zog ein schiefes Gesicht. »Izzi ist verdammt schlau. Er wird von Asmodinas Tod gehört haben, und er weiß auch seit der Sache in L.A.,

dass wir nicht unbewaffnet sind und Desteros Schwert ihm verflixt gefährlich werden kann.«

Bill mischte sich ein. »Dann meinst du also, dass sich Izzi aus dem Grunde zurückgehalten hat?«

»Genau. Er hat nur seine schwarzen Schlammwesen vorgeschickt.«

»Ein feiger Hund!« knirschte Bill.

Ich hob die Schultern. »Haben wir das nicht oft genug bei Dämonen erlebt?«

»Ja«, bestätigte Suko. »Sie fühlen sich meist nur in der Masse stark.«

Weinen unterbrach unser Gespräch. Colette kniete neben dem toten Marcel und streichelte sein Gesicht, das von ihren Tränen nass geworden war.

Ich trat zu den beiden und berührte das Mädchen an der Schulter. »Wir können nicht hier bleiben, Colette, wirklich nicht.«

Sie drehte den Kopf und nickte. »Ich weiß, Monsieur, aber kann Marcel nicht mitkommen? Er war immer so gut zu mir, und er hatte mich retten wollen…«

»Natürlich, mein Kleines, er kommt mit…«

»Danke.«

Unterwegs erfuhren wir von Colette die ganze Geschichte. Wir wunderten uns wirklich, wie normal sie noch berichten konnte. Vielleicht verkrafteten Kinder diese schrecklichen Dinge besser als manche Erwachsenen.

Obwohl der Galgenberg hinter uns lag, hatten wir Izzi nicht vergessen. Irgendwann würden wir ihm die Rechnung präsentieren.

Im Dorf waren noch alle Bewohner auf den Beinen. Als wir einfuhren, standen sie auf der Straße.

Noch auf dem Trittbrett stehend, machte ich ihnen klar, dass sie nichts mehr zu befürchten hatten.

»Ist der Fluch des Galgenberges gebrochen?« rief jemand.

Die Frage allerdings konnte ich nicht mit einem »Ja« beantworten. Dann erfuhren wir, dass Ty Everett lebte.

»Er wird es überstehen«, sagte uns der alte Mann. »Haben Sie etwas dagegen, wenn wir ihn in Pflege behalten?«

»Nein, natürlich nicht.«

Und Bill meinte: »Ich werde seinem Arbeitgeber schon Bescheid sagen, dass er für einige Zeit ausfällt. Aber dich, Colette«, Bill drehte sich zu der Kleinen um, »bringen wir nach Hause.«

Da nickte das Mädchen, und ihre Augen strahlten…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 014 »Tokatas Todesspur«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 185 »Die Totenpriester«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 200 »Ich stieß das Tor zur Hölle auf«, und folgende
[4]Siehe John Sinclair Nr. 167 »Kampf der schwarzen Engel«
[5]Siehe John Sinclair Nr. 106 »Hügel der Gehenkten«